IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN
HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR S. FREUD

I. 5. SCHRIFTLEITUNG: OTTO RANK / DR. HANNS SACHS 1912

Über den Einfluß sexueller Momente auf Entstehung und Entwicklung der Sprache.

Von Dr. HANS SPERBER (Upsala).

Die Veröffentlichung der vorliegenden Arbeit bedarf nach zwei Richtungen hin einer Rechtfertigung. Zunächst mag es scheinen, als ob die dargebotenen Gedanken noch allzu unfertig, die Belege allzu unvollständig wären, und ich bin gewiß der Letzte, der dies leugnet. Wenn ich mich trotzdem entschlossen habe, die Publikation nicht länger zu verschieben, so ist dies geschehen, weil ich mir von der öffentlichen Diskussion mehr für die Erforschung der hier berührten Probleme verspreche, als ich allein durch eigenes Nachdenken erreichen könnte. Was ich gebe, will also keineswegs als eine fertige Theorie gelten, sondern nur zur Beschäftigung mit einem höchst wichtigen, aber bisher fast übersehenen Problem anregen; zugleich will ich zeigen, um welche Punkte sich meiner Meinung nach die Diskussion zunächst zu drehen hat, wenn sie fruchtbringend werden soll.

Der zweite Punkt betrifft den Umstand, daß ich meine Arbeit gerade in diesen Blättern veröffentliche, obwohl sie mit der Psychoanalyse ja nur in recht entferntem Zusammenhang steht, und obwohl speziell der zweite Teil der Abhandlung, in welchem ausschließlich etymologische Fragen behandelt werden, kaum auf das Interesse weiterer Kreise Anspruch erheben kann. Daß ich diesen zweiten Teil nicht einfach weggelassen oder gesondert veröffentlicht habe, hat indessen seinen guten Grund. Ich bin nämlich der Ansicht, daß eine Hypothese nur dann von Wert ist, wenn sie nicht nur das rein abstrakte Denken befriedigt, sondern sich auch in der wissenschaftlichen Praxis als gewinnbringend erweist, also den Schlüssel zum Verständnis bisher unklarer Tatsachen und Zusammenhänge liefert. Eben diese Anwendbarkeit meiner Annahmen in der philologischen Praxis soll der etymologische Teil zeigen.

Noch muß ich ausdrücklich hervorheben, daß eine ganze Reihe der im folgenden ausgesprochenen Gedanken durchaus nicht neu sind.

So ist zum Beispiel die große Bedeutung der primitiven Arbeitsmethoden für die Anfänge der Sprache schon von **Noiré*** mit aller Schärfe hervorgehoben worden, und **Jespersen**** hat die Ansicht ausgesprochen, daß die Sexualität bei der Entstehung der Sprache eine entscheidende Rolle gespielt habe. Doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß erst durch die Kombination und die hier versuchte schärfere Begründung dieser und anderer Gedanken ein festes und tragfähiges Gerüst für künftige Forschungen entsteht. Ein solches zu schaffen, ist, wie gesagt, der Hauptzweck meiner Arbeit.

Meine erste Aufgabe ist nun, zu zeigen, daß schon bei der Entstehung der Sprache sexuelle Momente eine wichtige Rolle gespielt haben müssen. Auf eine Übersicht über die bisherigen Versuche, den Ursprung der Sprache zu ergründen, glaube ich verzichten zu können, da eine solche kürzlich von Borinski*** gegeben worden ist.

Noch vor nicht allzulanger Zeit gab es kaum ein zweites Problem, das die Sprachforscher und die Vertreter verwandter Wissensgebiete mehr interessierte, als die Frage: wie ist der Mensch in den Besitz der Sprache gelangt. Gegenwärtig liegt die Sache ganz anders. Vielfach betrachtet man nämlich das Problem des Ursprungs der Sprache als eines, dessen Lösung nur metaphysischen Schwärmern als möglich erscheine, während der Mann der wissenschaftlichen Praxis sich lieber mit einem »ignorabimus« zufrieden gibt, als daß er unbeweisbare Hypothesen darüber ausspinnt. Und in neuester Zeit wird nun gar von autoritativer Seite die Behauptung aufgestellt, das Problem sei in seiner herkömmlichen Form deshalb unlösbar, weil die Fragestellung verfehlt sei. Wundt erklärt nämlich in seiner Völkerpsychologie (»Die Sprache«, 2. Teil, 2. Aufl., S. 615):

»Ein Standpunkt außerhalb der Sprache, die Voraussetzung eines Zustandes, in welchem der Mensch nicht nur der Sprache, sondern, was damit notwendig gegeben wäre, auch aller der Eigenschaften entbehrt hätte, aus denen sie hervorgehen mußte, eine solche Voraussetzung ist für sie (die Psychologie) eine leere Fiktion, mit der sich nichts anfangen läßt, weil sie die Bedingungen beseitigt, mittels deren die Existenz der Sprache überhaupt zu begreifen ist. Kann die Sprachpsychologie nur innerhalb der Sprache ihren Standort wählen, indem sie die tatsächlichen Entwicklungsformen derselben psychologisch zu analysieren und zu interpretieren sucht, so gibt es für sie ein besonderes von dieser Untersuchung abzuscheidendes Ursprungsproblem überhaupt nicht mehr. Vielmehr muß die Lösung dieses Problems, soweit sie sich

* Der Ursprung der Sprache. Mainz, 1877.
** Progress in Language. London, 1894.
*** Der Ursprung der Sprache. Halle, 1911.

überhaupt geben läßt, in den Ergebnissen über die Zusammenhänge und Ursachen der tatsächlichen Erscheinungen der Sprache ebenso enthalten sein, wie alles, was die Physiologie über den physischen Ursprung des Menschen auszusagen weiß, in den Ergebnissen der physiologischen Entwicklungsgeschichte eingeschlossen ist.«

Bei allem Respekt vor Wundt ist es mir unmöglich, ihm hier zu folgen. Niemand bezweifelt heute mehr, daß sich die Gattung »Mensch« aus Lebewesen niedrigster Ordnung, einzelligen Tierchen entwickelt hat. Ebenso sicher ist, daß diese Urwesen nicht im Besitze einer Sprache waren. Irgend einmal auf dem unendlich langen Wege vom Urtierchen zum Menschen muß es also doch wohl einen Punkt gegeben haben, wo die Sprachbildung einsetzte. Vor diesem Punkte liegt eine Zeit, wo die später zur Sprachschöpfung führenden Kräfte entweder fehlten oder noch nicht stark genug entwickelt waren. Der »sprachlose Urzustand« ist also eine unumgänglich nötige Annahme, keineswegs eine »leere Fiktion«. Das Problem, dessen Existenz Wundt bestreitet, ist somit vorhanden, mit andern Worten, die Frage, unter welchen Umständen, vermöge welcher Kräfte der Übergang von dem sprachlosen Zustand zu den Anfängen der Sprache stattfand, ist berechtigt und muß ebenso notwendig wissenschaftlich behandelt werden, wie jedes andere sprachwissenschaftliche Problem.

Auch zur Loslösung dieses Problems von der Sprachpsychologie im Sinne Wundts sind wir, wenn auch vielleicht nicht theoretisch, so doch praktisch berechtigt. Jede gesonderte Behandlung einer wissenschaftlichen Frage führt ja zur Vernachlässigung von Zusammenhängen, zu einer Abgrenzung, die nicht in der Natur der Sache, sondern nur in der Beschränktheit des menschlichen Geistes begründet ist. Aber daß das uns hier interessierende Problem in dieser Hinsicht eine Ausnahmsstellung einnehme, die eine gesonderte Behandlung besonders bedenklich machte, kann ich durchaus nicht zugeben.

Daß Wundt ein Problem, welches er einfach leugnet, im weiteren Verlauf seiner Untersuchungen nicht fördern konnte, ist selbstverständlich. Indem wir uns die Auseinandersetzung mit einigen weiteren seiner Behauptungen für später versparen, gehen wir zur Behandlung der Frage nach dem Ursprung der Sprache über, die, wie gesagt, ebenso sicher berechtigt ist, wie die bisherigen Versuche, sie zu lösen, als unbefriedigend bezeichnet werden müssen.

Ehe ich daran gehe, mein eigentliches Thema, die Entstehung der Sprache, zu behandeln, müssen wir uns darüber klar werden, was mit »Sprache« in den folgenden Auseinandersetzungen gemeint ist. Zunächst sei hervorgehoben, daß es sich uns lediglich um die Entstehung der Lautsprache handelt; die verschiedenen Arten der Zeichensprache lassen wir völlig unberücksichtigt. Aber auch mit dieser Einschränkung ist das Wort »Sprache« noch zweideutig.

Gewisse Forscher gebrauchen es nämlich überall dort, wo sich psychische Impulse in Stimmlaute umsetzen. Für sie kann die Entstehung der Sprache, d. h. der Fähigkeit, die Stimme zur Entladung seelischer Spannung zu benutzen, natürlich nur ein rein naturwissenschaftliches Problem sein, dessen Lösung den Anatomen und Physiologen obliegt.

Für den Sprachpsychologen hingegen wird dieses Problem erst dann zugänglich, wenn er in den Begriff der Sprache etwas Anderes hineinlegt: daß nämlich nicht nur ein Laut hervorgebracht wird, sondern daß dieser Laut auch dazu dient, psychischen Inhalt von einem Individuum auf ein anderes zu übertragen. Mit anderen Worten, ein Sprachforscher, der das Problem der Sprachentstehung untersucht, muß sich notwendigerweise der Terminologie derjenigen Gelehrten anschließen, die nur dann von »Sprache« reden, wenn die Absicht der Mitteilung vorliegt. Danach ist also z. B. ein Schmerzensschrei an sich keine Sprachäußerung; er wird es aber in dem Augenblick, wo er hervorgebracht wird, um Andere zur Hilfeleistung zu bewegen.

Unser Problem formuliert sich demgemäß so: unter welchen Voraussetzungen oder Vorbedingungen konnte in einem bis dahin sprachlosen, aber stimmbegabten Individuum die Absicht entstehen, einem anderen eine Mitteilung zu machen? Doch offenbar nur wenn es die Beobachtung gemacht hatte, daß die von ihm bisher unabsichtlich hervorgebrachten Laute die Fähigkeit hatten, das Handeln dieses zweiten Individuums zu beeinflussen. Ehe die Absicht der Mitteilung, und damit die Sprache, entstehen konnte, mußten also, wie eine einfache Erwägung lehrt, folgende Vorbedingungen erfüllt sein: Ein Individuum A mußte zu wiederholten Malen seinen Affekten durch Töne Luft gemacht haben; ein zweites, B, mußte regelmäßig auf diese Töne in für A sichtbarer Weise reagiert haben; A mußte den Zusammenhang zwischen seinen eigenen Rufen und den Reaktionen B's erkannt haben.

Erst nachdem diese Vorstadien durchlaufen waren, konnte in A die Absicht auftauchen, seine Stimme zu einer Mitteilung an B zu verwenden; d. h. A konnte von nun an absichtlich schreien, sobald er die Reaktion B's wünschte.

Von diesem Augenblick an besaß A nicht mehr bloß eine Stimme, sondern auch eine Sprache.

Fragen wir uns nun, aus welcher Situation heraus wir die Entstehung der ersten Sprachäußerung in diesem Sinne erklären sollen, so ergeben sich aus den bisherigen Erörterungen einige Bedingungen, die die Anzahl der in Betracht kommenden Situationen wesentlich einschränken: Es müssen mindestens zwei Individuen ⟨A und B⟩ beteiligt sein; mindestens ein Individuum ⟨A⟩ muß im Zustand des Affektes sein, der es zum Schreien bringt; es müssen gewisse Kräfte im Spiele sein, die das Individuum B veranlassen,

auf A's Rufe in regelmäßiger Weise zu reagieren; B's Reaktion muß für A erwünscht sein (sonst hätte A natürlich keinen Grund, durch seine Laute B's Reaktion zu provozieren); die Situation muß ihrer Natur nach eine sein, die sich häufig und in der Hauptsache unverändert wiederholt; die Situation muß möglichst wenig kompliziert sein.

Die beiden letzten Bedingungen ergeben sich mit Notwendigkeit, sobald man überlegt, welche Geisteskräfte man unserem A zutrauen darf; es handelt sich ja hier um Menschen auf einer beinahe undenkbar niedrigen Entwicklungsstufe, oder wohl eher um Tiere im eigentlichen Sinne des Wortes. Bei der geringen Intelligenz dieser Wesen ist es ganz undenkbar, daß einige wenige Fälle genügt hätten, um A auf einen kausalen Zusammenhang zwischen Ruf und Reaktion schließen zu lassen. Und ebensowenig hätte eine komplizierte Situation, bei der verschiedene Momente gleichzeitig die Aufmerksamkeit A's in Anspruch nahmen, das Zustandekommen der entscheidenden Schlussfolgerung zugelassen.

Prüfen wir nun auf diese Bedingungen hin die Situationen, in die man bisher die Entstehung der Sprache verlegte, so ergibt sich leicht, daß sie alle in irgend einer Beziehung versagen. Um nur ein Beispiel zu wählen: Man malt sich gerne eine Szene aus, in der etwa zwei »Urmenschen« auf der Jagd (gewöhnlich stellt man sie sich wohl gar mit Pfeil und Bogen bewaffnet vor!) von einem unerwartet gefährlichen Tiere angefallen werden; der eine schreit vor Schrecken auf und sieht, wie sein Kamerad, eben infolge des Schreis, rechtzeitig die Flucht ergreift; bei einer späteren Gelegenheit kann er dann absichtlich schreien, um den Herrn Kollegen auf die nahende Gefahr aufmerksam zu machen, er ist im Besitze eines Warnungsrufes, also eines Sprachelements.

Prüfen wir diese Situation, so zeigt sich leicht, daß die ersten beiden Bedingungen, Vorhandensein zweier Individuen und Auftreten eines Affekts, in unserem Falle des Schreckens, erfüllt sind. Auch die dritte, nach der die Reaktion B's mit einer in der Natur der Sache begründeten Regelmäßigkeit eintreten muß, mag hier zutreffen, denn wenn auch der Schrei A's an sich kaum B zur Flucht bewegen wird, so wird doch in den meisten Fällen auch B den Gegner früher oder später zu Gesicht bekommen und daher wenigstens scheinbar auf A's Ruf reagieren.

Hingegen muß stark bezweifelt werden, ob unsere vierte Bedingung erfüllt ist: B's Reaktion soll für A erwünscht sein. Freilich ist es ja für uns heutzutage ein erhebendes Bewußtsein, einem Kameraden einen Dienst erwiesen zu haben, aber es wäre zumindest sehr unvorsichtig, unsere altruistischen Gefühle in die Seele des »Urmenschen« zu projizieren. Eine Theorie, die mit derartigen Voraussetzungen arbeitet, steht eo ipso auf sehr unsicherem Boden.

Die fünfte Bedingung, Häufigkeit der Situation, mag man meinetwegen zugeben; aber die letzte, Einfachheit derselben, ist

nicht erfüllt, und hiedurch wird der »Warnungsruftheorie« jede Wahrscheinlichkeit entzogen. Denn die Aufmerksamkeit A's kann sich hier unter keiner Bedingung ungeteilt dem Benehmen B's zuwenden, vielmehr wird natürlich A's Hauptinteresse offenbar der Gefahr selbst gelten; mithin ist die Wahrscheinlichkeit, daß A einen wirklichen oder scheinbaren Kausalzusammenhang zwischen Ruf und Reaktion erkennt, auf ein Minimum reduziert.

In Wirklichkeit gibt es nur zwei Situationen, die die oben aufgestellten Bedingungen restlos erfüllen. Die eine ist die, in der hungrige Junge zunächst unabsichtlich schreien und daraufhin von der Mutter gefüttert werden, bis sie endlich den Zusammenhang erfassen und nun durch absichtliches Schreien die Mutter herbeirufen. Die zweite ist die der Begattung, bei der die sexuelle Erregung des Männchens sich in Tönen Luft macht, auf die das Weibchen durch seine Annäherung reagiert.

Auf eine dieser beiden Situationen, oder auf beide, muß demnach die Entstehung der Sprache zurückgeführt werden.

Es ist nun nicht zu bezweifeln, daß das Verhältnis des Kindes zu seiner Mutter den Ursprung der individuellen Sprache erklärt, d. h. daß jedes menschliche Individuum durch das Verlangen nach der Mutter oder deren Stellvertretern zu den ersten Sprachäußerungen geführt wird. Gleichwohl ist, wie ich glaube, der Gedanke abzuweisen, daß die menschliche Sprache als solche ganz oder auch nur zu einem größeren Teile diesen Ursprung hätte. Abgesehen von den ersten Reflexlauten schafft nämlich das Kind seine Sprache nicht selbst, sondern empfängt sie von den Erwachsenen. Da nun der Einfluß der Kindersprache auf die Sprache als Ganzes anscheinend sehr unbedeutend ist*, darf man den Kleinen auch, was die Entstehung der Sprache betrifft, keine allzu große Rolle zutrauen.

Wie mir scheint, weisen also alle Anzeichen darauf hin, daß wir in der Sexualität eine, oder wohl eher die Hauptwurzel der Sprache zu erkennen haben.

Wir haben im Vorigen versucht, den Punkt zu bestimmen, an dem die Entwicklung der menschlichen Lautsprache eingesetzt hat; es ist nun nötig, daß wir gewissermaßen die Probe auf die Richtigkeit unserer bisherigen Schlüsse machen, indem wir uns fragen: führen von diesem Punkte aus Wege zu denjenigen Stadien des Sprachlebens, die wir aus eigener Erfahrung kennen? Das heißt mit anderen Worten: läßt es sich erklären, daß wir die Sprache jetzt auch zur Bezeichnung von Dingen verwenden können, die zur Sexualität keine oder nur höchst entfernte Beziehungen haben?

* Meringer, »Aus dem Leben der Sprache«, S. 238.

Ich glaube nun behaupten zu dürfen, daß gerade bei unserer Annahme — Entstehung der Sprache aus sexuellen Kräften — das allmähliche Umsichgreifen der Sprache, die Ausdehnung ihres Gebietes auf immer neue Gegenstände und Tätigkeiten, begreiflich wird, während z. B. die Annahme der Entstehung aus dem Hungerruf der Kinder hier, so viel ich sehe, nichts erklären kann.

Im Folgenden werde ich versuchen, für diese Behauptung den Beweis zu erbringen.

Unsere bisherigen Auseinandersetzungen hatten den Zweck, den »Ursprung der Sprache« im eigentlichen Sinne der Worte genauer zu fixieren, als dies bisher möglich war. Dem kritischen Leser wird es aber nicht entgangen sein, daß das Problem, welches für gewöhnlich als die Frage nach dem »Ursprung der Sprache« bezeichnet wird, durch diese Erörterungen noch kaum angeschnitten ist.

Die meisten Schriftsteller, die die einschlägigen Dinge behandelten, haben sich nämlich nicht in erster Linie dafür interessiert, wie die Menschen oder ihre tierischen Vorläufer zu der ersten sprachlichen Äußerung kamen, sondern die Frage, die für sie im Vordergrunde stand, läßt sich folgendermaßen formulieren: Wie erklärt es sich, daß die Menschen mit bestimmten Lautgruppen die Vorstellung von bestimmten Dingen verbinden, daß sie, mit anderen Worten, einen Wortschatz geschaffen haben? Daß man diese beiden Probleme, das der Entstehung der ersten Sprachäußerung und das des Wortschatzes, in der wissenschaftlichen Literatur meist nicht streng auseinandergehalten hat, ist wohl einer der Gründe für die Unsicherheit, die bezüglich beider noch herrscht.

Ich glaube nun, wie gesagt, zeigen zu können, daß die oben motivierte Annahme, die sexuelle Erregung sei eine, vielleicht sogar die Hauptquelle, der ersten Sprachäußerungen, uns den Weg zum Verständnis des Wortschatzproblems ebnet.

Es ist eine von der Wissenschaft theoretisch anerkannte, praktisch freilich noch sehr wenig ausgenützte Tatsache, daß der jeweilige Zustand der Kultur eines Volkes in seiner Sprache ein genaues Korrelat hat, daß die sprachliche Entwicklung mit der kulturellen durchaus gleichen Schritt hält. Dieser allgemeine Satz gilt natürlich auch für die Uranfänge der Sprache. So ist es z. B. klar, daß vor der Bildung der Familie eine Weiterentwicklung des Lockrufes überhaupt nicht möglich war. Erst das ständige Beisammensein mit anderen Individuen konnte Mittel zur Verständigung mit denselben schaffen.

Auf Grund derselben Erwägung müssen wir von vorneherein annehmen, daß derjenige Kulturfortschritt, der den Menschen erst radikal von den Tieren trennte, die Erfindung der Werk-

zeuge, die Entwicklung der Sprache in einer seiner Bedeutung entsprechenden, sehr einschneidenden Weise beeinflußt haben muß.

Ich glaube nun wahrscheinlich machen zu können, daß die primitiven, mit Hilfe von Werkzeugen ausgeführten Tätigkeiten von lockrufartigen Äußerungen begleitet wurden, weil sie sexuell betont waren.

Den Ausdruck »sexuell betont« verstehe ich in dem Sinne, daß die Tätigkeit der Werkzeuge für die Phantasie des Urmenschen eine gewisse Ähnlichkeit mit der der menschlichen Geschlechtsorgane aufwies, daß man in der Arbeit mit den Werkzeugen gewissermaßen das Abbild des Geschlechtsvorganges sah, und daß daher ähnliche Affekte, wie bei der Begattung, auch bei der Arbeit auftraten, freilich in geringerer Intensivität, und die Seele des Menschen in Spannung versetzten. Diese Spannung mußte sich natürlich auch in analoger Weise Luft machen, wie die eigentlich sexuelle, d. h. zur Hervorbringung von Lauten führen.

Der Nachweis dieser primitiven sexuellen Betontheit läßt sich nicht für alle Arten der Arbeit mit der gleichen Sicherheit führen. Während die Sache bei einzelnen Tätigkeiten vollkommen klar liegt, müssen wir uns bei anderen mit Erwägungen begnügen, die kaum den Namen eines Wahrscheinlichkeitsbeweises verdienen. Doch hoffe ich, schon jetzt ein nicht ganz unbeträchtliches Tatsachenmaterial ins Feld führen zu können, dessen Lücken sich in Zukunft wohl werden ausfüllen lassen.

Ich beginne mit einer Gruppe von Tätigkeiten, die geradezu ein Paradebeispiel für meine Behauptung bietet: mit den Arbeiten, die die Fruchtbarmachung der Erde zum Zwecke haben. Es ist eine längst bekannte Tatsache, daß in der Phantasie der ackerbautreibenden Völker zwischen der Hervorbringung der Pflanzen durch die Erde und der Erzeugung, respektive der Geburt und dem Wachstum des Menschen ein genauer Parallelismus besteht. Die Sprache bezeugt dies durch unzählige Ausdrücke und Bilder, die beiden Gebieten gemeinsam sind: die Zeugung des Menschen erfolgt durch einen Samen, der den Lebenskeim in den Schoß der Mutter legt, die Kinder des Menschen sind seine Sprößlinge, er pflanzt sich fort. Anderseits sprechen wir von dem Schoß der Erde, der die Pflanzen gebiert.

Worauf es uns hier aber eigentlich ankommt, ist die Tatsache, daß die primitive Vorstellung den Pflug mit dem Phallus, die Erde mit der empfangenden Frau indentifiziert, in der Tätigkeit des Pfluges einen Geschlechtsakt sieht. Die dies beweisenden Tatsachen hat Albert **Dieterich** in seinem schönen Buche »Mutter Erde« (1905) in so trefflicher Weise behandelt, daß hier eigentlich der Verweis auf diese Arbeit genügen könnte. Zur Bequemlichkeit des Lesers will ich aber doch in aller Kürze einige davon zusammenstellen.

Hieher gehören alle die abergläubischen Gebräuche, bei denen

der Pflug als Fruchtbarkeitssymbol eine Rolle spielt. Aber eine viel deutlichere Sprache führen griechische Stellen, nach denen die Sünde des Ödipus darin besteht, daß er »das heilige Pflugland der Mutter besät hat«*, wenn dasselbe Wort, das »Pflügen« bedeutet, im Griechischen wie im Germanischen auch den Sinn »zeugen« hat ⟨ἀρόω, respektive fries. tilia⟩, wenn der Ehebrecher »fremdes Pflugland pflügt**«. Daß es sich hier nicht um einen vagen Symbolismus handelt, sondern um sehr drastische Vorstellungen, das beweisen die bei Dieterich a. a. O. S. 107 f. abgebildeten Vasenbilder, auf denen ein Gegenstand sichtbar ist, der Pflug und Phallus in einem darstellt.

Auch die etymologische Forschung hat sich diesen offenkundigen Zusammenhang zwischen dem Pflügen und dem Coïtus zunutze gemacht, um sonst schwer deutbare Bedeutungsübergänge zu beleuchten ⟨vgl. z. B. Meringer, Indg. Forsch. 16, 181⟩.

Da die Bestellung der Erde mittels des Pfluges nicht mehr der ganz primitiven Kultur angehört, ist es wichtig, zu konstatieren, daß eine ganz ähnliche Symbolik auch bei Völkern vorkommt, die noch keine andere Form der Nutzbarmachung des Bodens kennen, als dessen Durchwühlung mit dem Grabstock zum Zwecke des Wurzelsuchens. Daran läßt die Schilderung eines australischen Fruchtbarkeitsfestes, die Dieterich a. a. O. S. 94 f. abdruckt, keinen Zweifel aufkommen.

Nicht nur das Pflügen aber ist sexuell betont, auch für die beiden Hauptmethoden, deren man sich zur Zerkleinerung des Getreides bedient und die man mit den ihnen entsprechenden lateinischen Worten als die pinsere- ⟨= Stampf-⟩ und die molere- ⟨= Mahl-⟩ tätigkeit zu bezeichnen pflegt, läßt sich ähnliches nachweisen. Hier ist der Mörser, respektive der Stein, auf dem gemahlen wird, der Repräsentant des weiblichen Gliedes, während der Stößel, respektive der reibende Stein, den Penis darstellen. Wir sind hier freilich bis jetzt lediglich auf sprachliche Tatsachen angewiesen, aber diese sind deutlich genug: lat. molere, griechisch μύλλειν, englisch mill, grind bedeuten zugleich »coïre« und »mahlen«, pinsere ist nach allgemeiner Annahme verwandt mit lit. pisti, das »coïre« bedeutet. Das lat. pilum »Mörserkeule« kehrt im ⟨entlehnten⟩ niederdeutsch-dänischen pil »Penis« wieder.

Ganz analog liegen die Verhältnisse bei den wichtigsten Methoden, deren man sich bei der Bearbeitung härteren Materials, also z. B. bei der Herstellung der Werkzeuge bediente. Daß das Schneiden mit den stumpfen Werkzeugen, die dem primitiven Menschen zur Verfügung standen, sexuell betont war, dürfen wir aus der großen Regelmäßigkeit schließen mit der noch in modernen Dialekten Worte auftreten, die die doppelte Bedeutung »schlecht, mit

* Aischylos, Sep 752 f. Οἰδιπόδαν ὅστε ματρός ἁγνὰν σπείρας ἄρουραν ἵν' ἐτράφη·

** Theognis 581 Ἐχθαίρω δὲ γυναῖκα περίδρομον ἄνδρα τε μάργον, ὅς τὴν ἀλλοτρίην βούλετ' ἄρουραν ἀροῦν.

stumpfem Werkzeug schneiden« und »coïre« haben. Ich verweise auf: Steirisch ficken ‹schwäb. ficklen› «unbeholfen schneiden«, deutsch ficken »coïre«; ostfries. fukseln «eilfertig und stümperhaft sägen«, neben deutsch dial. fuchsen »coïre«; bayr. fegerln »mit halbstumpfem Messer schneiden« ‹entweder zu deutsch vögeln »coïre« oder zu elsässisch fegen, ds.›; els. gixen »coïre«, Gix »stumpfes Messer«; ndd. Fummel »stumpfes Messer« neben fummeln »coïre»; schwäb. fienken, mit »stumpfem Messer schneiden«, »coïre«. Gött. futjen »mit stumpfem Messer schneiden« neben futje »vulva«. Speziell das letzte Beispiel ist wichtig, weil hier die Bedeutung »mit stumpfem Messer schneiden« offenbar sekundär ist.

Auch das Schleifen, das ja auf einer etwas entwickelteren Stufe zu einer wichtigen Technik wurde, dürfte des sexuellen Beigeschmackes nicht entbehrt haben, vgl. Ausdrücke wie steirisch wetzen »coïre«.

Auch hier ist die Symbolik leicht verständlich. Das schneidende Werkzeug ist das männliche Glied, der bearbeitete Gegenstand, respektive die entstehende Vertiefung, das weibliche. Mit noch viel größerer Natürlichkeit mußte sich aber ein analoger Vergleich bei der Tätigkeit des Bohrens einstellen. Hier kann ich mich wieder auf eine treffliche Vorarbeit berufen; Adalbert Kuhn* hat viele hiehergehörige Erscheinungen gesammelt, die sich freilich meist auf eine spezielle Abart des Bohrens beziehen, die Feuererzeugung durch zwei Hölzer, von denen das eine unter drehender Bewegung in das andere hineingebohrt wird. Wie deutlich dieser Vorgang an den menschlichen Geschlechtsakt gemahnte, das zeigt am besten eine altindische Hymne, mit der die Erzeugung des heiligen Feuers bei den Indern begleitet wurde. Ich gebe die einschlägigen Stellen in Kuhns Übersetzung:

»Das ist das Drehholz, der Zeuger ‹penis› ist bereitet, bringe die Herrin des Stammes** herbei, den Agni*** laßt uns quirlen nach altem Brauch.

In den beiden Hölzern liegt der jâtavedas*** wie in den Schwangeren die wohlverwahrte Leibesfrucht; tagtäglich ist Agni zu preisen von den sorgsamen opferspendenden Menschen.

In die Dahingestreckte laß hinein ‹den Stab›, der du des kundig bist; sogleich empfängt sie, hat den Befruchtenden geboren; mit rötlicher Spitze, leuchtend seine Bahn, ward der Ilâsohn*** in dem trefflichen ‹Holze› geboren.«

Wer weitere Beweise wünscht, findet sie in Kuhns Buch. Hier hebe ich nur hervor, daß auch die anderen Arten des Bohrens stark sexuell betont sein müssen. Man vergleiche z. B. schweiz. Nepper »Bohrer« und »Penis«, engl. bore »coïre«. Auch darf man nicht übersehen, daß die ohne die Hilfe irgend eines Metalles, nur mit einem Holzstab und nassem Sand hergestellten Schaftlöcher

* Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks, Berlin 1859.
** Das untere, angebohrte Holzstück.
*** Das Feuer.

an den Werkzeugen der Steinzeit von einer Ausdauer der Verfertiger Zeugnis ablegen, die sich, wie ich glaube, nur dadurch erklärt, daß die Arbeit des Bohrens lustbetont war.

Nur in wenigen Andeutungen scheint eine ähnliche Sachlage auch bei den Techniken zutage zu treten, die der Herstellung der Bekleidung dienen. Zu erwähnen wäre etwa das frz. coudre »coïre«, bayr. flicken, ds., frz. aiguille »penis«, die zu zeigen scheinen, das wir auch für das Nähen Assoziation mit dem Geschlechtsakt voraussetzen dürfen; engl. leather stretching »coïre«, deutet an, daß auch die Gerberarbeit der sexuellen Betonung nicht entbehrte. Für das Weben scheint mir das selbe durch ein ‹mir übrigens in den Einzelheiten dunkles› altisländisches Rätsel bewiesen zu werden, das den Vorgang am Webstuhl mit der Begattung zweier Pferde vergleicht*. Für das Spinnen fehlt mir derzeit jeder Beweis.

So unvollständig diese Ausführungen nun auch sein mögen**, so scheinen sie mir doch auszureichen, um die Wahrscheinlichkeit der oben aufgestellten Behauptung zu zeigen: daß der primitive Mensch bei der Ausübung seiner wichtigsten Arbeiten durch die an ihnen haftenden sexuellen Vorstellungen in eine Erregung oder wenigstens psychische Spannung geriet, die sich in Lauten ausdrückte, ganz so wie die primäre geschlechtliche Erregung zum Ausstoßen von Brunstschreien führte. Damit war aber natürlich ein Mittel geschaffen, in anderen Menschen die Vorstellung von dieser Arbeit durch Hervorbringung des sie in der Regel begleitenden Rufes zu erwecken, also ein Wort für diese Arbeit.

Auf dem bisher verfolgten Wege sind wir also an einen Punkt gelangt, auf dem wir die Entstehung des ersten »Kulturwortes« begreifen können. Es ergibt sich aber hier eine Schwierigkeit: auch zugegeben, daß die Erfindung der ersten menschlichen Arbeitsmethode zur Schaffung einer Lautgruppe führen mußte, die geeignet war, zur Benennung dieser Arbeit zu werden, wie ist es zu erklären, daß nicht dieselbe Lautgruppe auch zur Bezeichnung neuerfundener Tätigkeiten wird, sondern daß für jede eine neue »Sprachwurzel« geschaffen wird? Denn wenn die sexuelle Spannung, z. B. beim Graben in der Erde sich in einer bestimmten Lautgestalt Luft macht, warum soll dieselbe Spannung zu einem anderen Lautgebilde führen, wenn sie unter dem Einfluß einer zweiten Arbeit, etwa des Feuerbohrens, entsteht?

Diese Schwierigkeit erweist sich aber als leicht lösbar; wir müssen uns nämlich vergegenwärtigen, daß zwischen den einzelnen

* Eddica Minora, ed. Heusler und Ranisch, S. 118, 30.

** Aberglaube und volkstümliche Kultzeremonien könnten sicher noch manches Beweisstück liefern. Doch herrscht auf diesen Gebieten, speziell was die Deutung einzelner Gebräuche anbelangt, noch so große Unsicherheit, daß ich hier äußerste Vorsicht für geboten halte.

Kultureroberungen, in Anbetracht der großen Langsamkeit, mit der sich Neuerungen noch jetzt bei wenig zivilisierten Völkern durchsetzen, notwendig viele Generationen liegen müssen, und uns dann den Vorgang etwa folgendermaßen vorstellen: Mit der Erfindung des ersten Werkzeuges wurde ein Wort geschaffen, das zunächst so stark sexuell betont war, daß wir ihm geradezu einen Doppelsinn, »den Geschlechtsakt ausführen« und »eine bestimmte Arbeit verrichten, z. B. graben«, zuschreiben müssen. Dieses Wort aber wurde von einer jüngeren Generation gelernt, lange bevor der Begattungstrieb in ihr erwacht war, und infolgedessen mußte die geschlechtliche Bedeutung des Wortes zurücktreten, gewissermaßen den Charakter einer uneigentlichen, übertragenen Bedeutung annehmen. Und wenn auch die sexuelle Betontheit der Arbeit gelegentlich noch leicht in den Vordergrund treten konnte, so mußte sie doch im Allgemeinen umsomehr in Vergessenheit geraten, je mehr man sich an die betreffende Arbeit als an etwas Alltägliches gewöhnte. Anders aber lagen die Dinge für die Erfinder einer neuen Arbeit. Denn wie ich weiter unten ausführen werde, haben wir allen Grund, anzunehmen, daß die Erfindung einer neuen Arbeitsmethode nur unter dem Einfluß einer sexuellen Spannung zustande kommen konnte, daß also jede neue Arbeit in viel höherem Grade betont war, als eine von Jugend auf gewohnte. Das Wort vom »Reiz des Neuen« gilt hier in seinem buchstäblichsten Sinn. So oft also eine neue Arbeit erfunden wurde, befand sich der sie Ausführende nicht in der ruhigen Stimmung, die eventuell zu einer Übertragung eines schon vorhandenen Wortes hätte führen können, sondern in einer Erregung, die ihn zu interjektionsartigen Arbeitsrufen veranlaßte. Und daß diese Rufe eine andere Lautgestalt erhalten mußten, als die, welche andere Individuen vor vielleicht mehreren hundert oder tausend Jahren zur Bezeichnung einer älteren Arbeitsart geschaffen hatten, ist wohl selbstverständlich.

Auf diese Weise mußte der Mensch nach und nach in den Besitz einer Reihe von Worten für primitive Tätigkeiten kommen, die lautlich von einander verschieden waren, aber begrifflich insoferne alle miteinander übereinstimmten, als sie neben ihrer eigentlichen Bedeutung (Graben, Pflügen, Schneiden usw.) auch Äquivalente für den Begriff »coïre« bildeten.

Ich muß hier darauf hinweisen, daß die enge Verknüpfung der Entstehung von Sprache und Werkzeug vor anderen Theorien auch noch einen weiteren wichtigen Vorzug voraus hat. Wie schon oben ausgeführt, scheitern alle Hypothesen, die die ersten Sprachäußerungen auf Ausdrücke des Schreckens oder des Erstaunens zurückführen, an der einfachen Erwägung, daß nur oftmaliges Hören eines Rufes zu seiner gedächtnismäßigen Festhaltung und Reproduktion führen konnte; denn die Individuen, welche die ersten Sprachwurzeln schufen, müssen ja geistig fast völlig ungeschult ge-

wesen sein. Gerade diese Vorbedingung der oftmaligen, wir können ruhig sagen, endlosen Wiederholung der entstehenden Worte ist aber von selbst gegeben, wenn wir die Sprache von den Begleitlauten der Arbeit ableiten. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß die Rufe und Liedchen, die noch heute jede gemeinsame Arbeit zu begleiten pflegen, ohne oder doch nur mit sehr geringfügigen Variationen ad infinitum wiederholt werden*. Von allen menschlichen Sprachäußerungen hängen gerade diese Arbeitslieder mit der ursprünglichen Lustbetontheit jeder Arbeit am direktesten zusammen.

Wie gesagt, sind diese Begleitgeräusche in erster Linie an gemeinsame Arbeit gebunden. Und da auf niedrigen Kulturstufen der Stamm, die Horde, Alles, das Individuum nichts bedeutet, so gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir auch die Entstehung der Sprachwurzeln auf gruppenweise Arbeit zurückführen. Auch dadurch wird uns die Erklärung der Festwerdung und des Fortlebens dieser Wurzeln erleichtert; sie wurden eben von einer ganzen Schar von Menschen gleichzeitig gelernt.

Auch ein zweiter Umstand kann vielleicht in gewissem Sinne für die Richtigkeit des eben Auseinandergesetzten sprechen, nämlich die bekannten folkloristischen Tatsachen, die sich durch die Bezeichnung »Zauberkraft des Wortes« zusammenfassen lassen. Die bloße Nennung eines Namens reicht aus, um dessen Träger in magischer Weise zu beeinflussen. »Wird der Wolf genannt, so kommt er gerannt.« Die Ursache dieser höchst merkwürdigen Erscheinung ist, so viel ich weiß, bis jetzt noch nicht aufgeklärt. So weit wir die Geistesentwicklung des Menschengeschlechts bis jetzt historisch zurückverfolgen können, finden wir nirgends einen Kulturzustand, der diese seltsame Macht des Namens erklärte. Allerdings könnte man sagen: wir rufen unsere Freunde durch Nennung ihres Namens herbei, sie stellen sich ein, sobald wir sie rufen; daher kann man schließen, daß auch andere Wesen erscheinen, sobald man ihren Namen ausspricht. Moderne Zustände vorausgesetzt, reicht dies aber nicht aus, um die Entstehung des Namenaberglaubens zu erklären. Denn den Fällen, wo ein Gerufener auf die Nennung seines Namens reagiert, steht eine Überzahl von solchen gegenüber, wo man seinen Namen, etwa im Gespräch mit Dritten, ausspricht, ohne daß er dadurch irgendwie beeinflußt wird. Auch unterscheiden wir jetzt zu klar zwischen dem Rufen und dem bloßen Erwähnen eines Namens, als daß wir die tatsächliche Form des Aberglaubens verstehen könnten. Höchstens könnten wir ein »wenn man den Wolf ruft, kommt er gerannt« begreifen. Beide Schwierigkeiten fallen weg, wenn die Sprache wirklich in letzter Linie auf den Lockruf zurückgeht; in diesem Fall lagen die Verhältnisse für die Entstehung des Wortaberglaubens um so günstiger, je weniger sich die Sprache von

* Bücher, Arbeit und Rhythmus.

ihrem Ursprung entfernt hatte. Denn sie war ja dann, wenigstens anfangs, ausschließlich Mittel zum Herbeirufen; die Zahl der Fälle, wo der Ruf Erfolg hatte, war gegenüber denjenigen, wo man vergebens rief, sicher relativ beträchtlich, und außerdem gab es überhaupt keine Verwendung der Sprache zu ruhigem Gespräch, weshalb die jetzt überwiegenden Fälle von Namennennung, die nicht Ruf, sondern bloß Erwähnung sind, ganz in Wegfall kamen.

Wenn diese Vermutungen richtig sind, so wäre die »Zauberkraft des Wortes« ebenso alt wie die Sprache und man müßte erwarten, daß der Glaube an diese Kraft immer schwächer würde, je weiter sich die Sprache von ihrer ursprünglichen Bestimmung, dem Rufen, abwendet, und dafür ein Mittel zum Gespräch wird; dies läßt sich ja leider historisch nicht beweisen, da die uns zugänglichen Sprachen samt und sonders in erster Linie nicht mehr Ruf-, sondern schon Gesprächsprachen sind, dürfte jedoch einer gewissen inneren Wahrscheinlichkeit nicht entbehren.

Die große Bedeutung der Werkzeuge für die Entstehung der Sprache hat bereits vor 35 Jahren Noiré erkannt*. Er bezeichnet die Begleitrufe, die an jeder gemeinsamen Arbeit haften, als den Ursprung der Sprache. Trotz der außerordentlichen Zuversicht mit der er seine Theorie vorträgt, ist es ihm aber nicht gelungen derselben allgemeine Geltung zu verschaffen. Das liegt meiner Meinung nach daran, daß er nicht beweisen konnte, daß gemeinsame Arbeit und Begleitrufe wirklich und notwendig voneinander unzertrennlich sind. Wenn er die Rufe heranzieht, mit denen etwa eine Soldatentruppe den Sturm auf eine feindliche Schanze begleitet, mit denen die Zuschauermenge der Bergung eines gestrandeten Schiffes folgt u. dgl., so sind dies eben lauter Situationen, in denen die Ungewöhnlichkeit und Gefahr der Situation die Aufregung auslöst, welche sich dann in Sprachlaute umsetzt. Er hätte aber, um zu überzeugen, beweisen müssen, daß auch die alltägliche Arbeit eine ähnliche psychische Spannung hervorrufen konnte. Der oben versuchte Nachweis der sexuellen Betontheit jeder primitiven Arbeit scheint mir diese Lücke in vollkommen befriedigender Weise auszufüllen.

Ehe ich es versuche, den angebahnten Gedankengang fortzusetzen, muß ich meine bisherigen Folgerungen gegen Einwände zu verteidigen trachten, die sich wohl vielen Lesern aufdrängen werden.

Zunächst dürfte man geneigt sein, die Richtigkeit der Voraussetzung anzuzweifeln, daß die Erfindung neuer Arbeiten wirklich nur unter dem Druck einer sexuellen Spannung stattzufinden pflegte.

Ich bin zu dieser Meinung gekommen, indem ich mir vor Augen hielt, daß es kein bloßer Zufall sein könne, wenn die primi-

* Die Entstehung der Sprache (1877); Das Werkzeug und seine Bedeutung 1880.

tiven Arbeitsmethoden so gut wie alle sexuell betont sind, wenn sie alle ihrer Natur nach den Vergleich mit der Geschlechtstätigkeit des Menschen teils ermöglichen, teils, wie etwa das Feuerbohren, geradezu provozieren. Dies erklärt sich, wie ich glaube, nur dadurch, daß die sexuelle Phantasie des Menschen schon bei der Gestaltung dieser Arbeitsmethoden bestimmend mitwirkte. Ich lege mir den Vorgang dabei etwa in folgender Art zurecht: von dem Augenblick an, wo der Mensch nicht mehr, wie die Tiere, eine Brunstzeit hatte, mußten die Fälle immer häufiger werden, in denen ein Individuum durch das Fehlen eines andersgeschlechtigen Artgenossen an der Befriedigung seines Geschlechtstriebes gehindert war. Die Folge davon war, daß der Betroffene der in ihm aufgespeicherten Energie auf anderem Wege Luft machen mußte. Er verfiel auf allerlei Kraftäußerungen*, und zwar mußten naturgemäß solche Tätigkeiten bevorzugt werden, die infolge irgend einer äußeren Ähnlichkeit mit dem Geschlechtsakt besonders geeignet waren, als Surrogate für denselben zu fungieren.

Dem kundigen Leser wird es nicht entgehen, daß ich hier ein in jüngster Zeit heiß umstrittenes Gebiet betreten habe. Es ist ja in letzter Zeit von verschiedenen Seiten, besonders von S. Freud und seinen Schülern, mit großem Nachdruck betont, von anderen mit ebenso großem Eifer bestritten worden, daß die höchsten Errungenschaften des menschlichen Geistes, vor allem die Kunst, mit derartigen unausgelebten sexuellen Impulsen in außerordentlich nahem Zusammenhang stehen**.

Ich kann mir natürlich eine Entscheidung in dieser ungeheuer komplizierten Frage nicht anmaßen. Für meine Zwecke genügt es aber, zu konstatieren, daß wir von vornherein dem Sexualtrieb eine wichtige Rolle in der Entwicklung des menschlichen Seelenlebens zutrauen müssen, und zwar eine umso größere, je mehr wir uns den Ursprüngen der menschlichen Kultur nähern, je weniger wir also mit den sogenannten höheren Instinkten rechnen dürfen. Überhaupt ist, soviel ich sehe, noch von niemandem das sexuelle Element zum Beispiel in der Kunst geleugnet worden, nur über seine größere oder geringere Wichtigkeit wird diskutiert. Es scheint mir daher nur konsequent, einem Trieb, der alle Gebiete des menschlichen Lebens beeinflußt hat, auch betreffs der Bildung der Sprache die ihm gebührende Stelle anzuweisen.

Eine andere Schwierigkeit, die aber nicht die Richtigkeit, sondern nur die Überzeugungskraft meines Gedankenganges beein-

* Auch heute noch spielt körperliche Arbeit als Surrogat des Geschlechtsakts eine große Rolle; das wissen z. B. all die Pädagogen und Ärzte, die Sport und Slöjd als erfolgreiches Mittel gegen das unzeitgemäße Erwachen des Geschlechtstriebes empfehlen.

** Die Literatur über diese Frage findet man im ersten Hefte dieser Zeitschrift zusammengestellt.

trächtigen dürfte, ist die, daß sich wohl die meisten Leser zunächst gegen eine Theorie sträuben dürften, die mit der scheinbaren Ungeheuerlichkeit rechnet, daß ursprünglich alle Worte, oder wenigstens die Mehrzahl — daß z. B. die Kindersprache und die Schallnachahmung auch ihren Anteil gestellt haben können, will ich vorläufig nicht bestreiten — gewissermaßen nur den einen Begriff des Geschlechtsaktes ausgedrückt hätten. Wir sind einerseits allzusehr in unseren modernen Anstandsregeln befangen, als daß wir uns ohne Anstrengung in einen Zustand versetzen könnten, wo man sexuell betonte Worte mit einer so völligen Unbefangenheit aussprach, wie es meine Theorie voraussetzt. Und anderseits kommt es uns auf den ersten Blick unglaubhaft vor, daß ein einziger Begriff so ungeheuer differentiationsfähig hätte sein können, daß sich daraus die Unzahl der Bedeutungen ergeben konnte, über die eine moderne Sprache verfügt.

Beide Schwierigkeiten zerfallen bei näherem Zusehen in nichts. Die Zeit, wo es unsere geflissentliche Verhüllung des Sexuellen noch nicht gab, liegt nicht gar so weit hinter uns, wie wir gerne glauben möchten. Wir brauchen bloß zu unseren slavischen Nachbarn zu gehen, um unsere Scheu vor sexuellen Ausdrücken auf ein Minimum reduziert zu finden*. Und dass unsere Anstandsbegriffe, nach denen alles, was die sexuelle Sphäre berührt, aus den Gesprächen der guten Gesellschaft verbannt ist, nicht auf die Halbtiere angewendet werden dürfen, die die ersten Sprachwurzeln schufen, das ist ja eigentlich selbstverständlich.

Da man aber noch immer hie und da auf die Ansicht stößt, daß das Schamgefühl dem Menschen angeboren sei und sich also instinktiv auch schon auf den allerniedrigsten Kulturstufen äußern müsse, so ist es vielleicht nicht ganz unnötig, wenn ich die folgende Stelle aus Karls v. d. Steinen »Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens« ⟨S. 65⟩ hiehersetze. »Beim Vokabelfragen,« erzählt der Forscher, »bildeten die Körperteile einen wichtigen und leicht zu behandelnden Stoff. Die Bakaïrí fanden es sehr komisch, daß ich alles wissen wollte, waren anderseits aber sehr stolz, daß ihre Sprache so reich war und der Bakaïrí für jeden Teil ein Wort hatte. Sehr vergnügt wurden sie bei meinen Fragen da und ließen es an prompter Auskunft nicht fehlen, wo sie sich nach unseren Begriffen hätten schämen und womöglich lateinisch oder in Ausdrücken der Kindersprache hätten antworten sollen. Rücksichtsvoll — denn ich natürlich schaute in diesem Moment durch meine Kulturbrille und sah, daß sie nackt waren — hatte ich einen Augenblick abgewartet, als die Frauen aus der Hütte herausgegangen waren: ich wurde damit überrascht, daß die fällige Antwort plötzlich draußenher von einer sehr belustigten Mädchenstimme kam. Meine Vorsicht hatte keinen Sinn gehabt . . . Es ist wahr, das bei uns anstößig erscheinende Thema bereitete den Bakaïrí, Männern und Frauen, ent-

* Vgl. z. B. F. S. Krauß, Anthropophyteia III, 33.

schiedenes Vergnügen, und wenn ein pedantischer Grübler, der die Schamhaftigkeit in unserem Sinn um jeden Preis als angeborenes Erbgut der Menschheit gewahrt wissen will, nun gerade aus diesem gesteigerten Maß der Heiterkeit folgern möchte, daß sich das böse Gewissen eines von höherer Sittlichkeit herabgesunkenen Stammes geregt habe, so vermag ich ihm nur zu erwidern, daß ihr lustiges Lachen weder frech war, noch den Eindruck machte, als ob es eine innere Verlegenheit bemänteln sollte. Dagegen hatte es unzweifelhaft eine leicht erotische Klangfarbe und ähnelte, so sehr verschieden Anlaß und Begleitumstände bei einem echten Naturvolk sein mußten, durchaus dem Gelächter, das bei unseren Spinnstubenscherzen, Pfänderspielen oder anderen harmlosen Späßen im Verkehr der beiden Geschlechter ertönt.«

Und an einer anderen Stelle ‹S. 191› berichtet er: »Ein Mann, der dem Fremden mitteilen will, daß er der Vater eines anderen sei, eine Frau, die sich als Mutter eines Kindes vorstellen will, sie bekennen sich ernsthaft als würdige Erzeuger, indem sie mit der unwillkürlichsten und natürlichsten Verdeutlichung von der Welt die Organe anfassen, denen das Leben entspringt.« Man sieht also, daß es noch heute Völker gibt, deren Ansichten über die natürlichen Dinge, auch die sexuellen, gleich weit entfernt sind von der Prüderie, mit der eine Lady unserer modernen Gesellschaft ihrer Erwähnung ausweicht, wie von der lüsternen Heimlichtuerei eines Roué und der ernsten Objektivität, mit denen der Gelehrte diese Dinge betrachtet. Und doch sind die Völker, von denen K. v. d. Steinen erzählt, im Besitze eines in anderer Hinsicht sehr entwickelten Schamgefühls ‹a. a. O. S. 66 ff.›. Mit um so mehr Grund dürfen wir voraussetzen, daß die sexuellen Dinge in der Urzeit des Menschengeschlechtes und zum Teil weit in die älteren Perioden der Geschichte hinein ähnlich behandelt wurden, wie bei den Bakaïrí: mit naivem, aber eben deshalb unverhohlenem Wohlgefallen.

Aber wie gesagt, auch wenn man zugeben muß, daß die Schamhaftigkeit und die Etikette der Entstehung und Weiterentwicklung sexueller Wörter kein Hindernis in den Weg legen konnten, so könnte man doch noch zweifeln, ob diese Entwicklung jemals so reich sein konnte, wie es die oben ausgeführte Theorie verlangt.

Auch hier bin ich in der angenehmen Lage, meine Voraussetzung sozusagen praktisch rechtfertigen zu können. Es ist nämlich eine von den Etymologen zwar meist wenig beachtete, aber unleugbare Tatsache, daß Worte von der Bedeutung ‚coïre' noch in neuerer Zeit eine unglaublich reiche Bedeutungsentwicklung durchmachen können, ja, die deutliche Tendenz haben, sich zu Universalworten zu entfalten, die auf alle möglichen Vorgänge und Dinge angewendet werden können. Da die Belege hiefür einen zu breiten Raum einnehmen, als daß ich meinen Gedankengang durch sie unterbrechen dürfte, verspare ich sie indessen auf den Schluß dieser Arbeit, um

zunächst ein Moment zu erörtern, daß zwar nicht, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, als eine kräftige Stütze meiner Hypothese betrachtet werden kann, aber doch auch nicht unerwähnt gelassen werden darf.

Kleinpaul hat in seinem anregenden, wegen des feuilletonistischen Stils allerdings oft nicht ernstgenommenen Werk »Die Rätsel der Sprache« eine Theorie ausgesprochen, die mir zuerst meine Hypothese über den Ursprung der Sprache wesentlich zu stützen schien. Er führt nämlich das grammatische Genus, die Tatsache, daß wir auch Ausdrücke für unbelebte Gegenstände als »männlich« und »weiblich« bezeichnen, darauf zurück, daß der Mensch die Natur sexualisiere.

So gut mir diese Ansicht über den Ursprung des grammatischen Geschlechts auch in den Kram passen würde, muß ich doch darauf aufmerksam machen, daß Kleinpaul hier einen Fehler begeht, dessen sich übrigens, so viel ich weiß, alle Autoren schuldig machen, die über diesen Gegenstand gehandelt haben.

Wir nennen nämlich »männlich«, resp. »weiblich« diejenigen Worte, bei denen der Artikel oder andere Bestimmungsworte dieselbe Form haben, wie bei den Ausdrücken, die ein männliches, resp. weibliches Lebewesen bezeichnen.

Diese Definition stimmt für die klassischen Sprachen ebenso, wie für das Deutsche oder das Romanische. Es handelt sich also in den modernen Sprachen lediglich um ein »Kongruenzphänomen«*. Da nun unsere grammatischen Termini »männlich« und »weiblich« indirekt auf die Griechen zurückgehen**, müssen wir zunächst die Frage beantworten, was die griechischen Grammatiker dazu veranlassen konnte, die Ausdrücke ἄρρην und θῆλυς zur Bezeichnung des »Kongruenzphänomens« zu wählen, das das grammatische Genus auch in ihrer Muttersprache war. Wir können nun mit großer Bestimmtheit sagen, daß sie das nicht taten, weil sie die unbelebten Gegenstände »sexualisierten« oder »personifizierten«, sondern lediglich weil unter den »männlichen«, resp. »weiblichen« Substantiven die Bezeichnungen der von Natur männlichen oder weiblichen Wesen eine wichtige Gruppe bildeten, und vor allem auch deshalb, weil dieselben Endungen, die, an ein Adjektiv gehängt, die Kraft hatten, ein damit verbundenes Substantiv zum ⟨grammatischen⟩ Masculinum, resp. Femininum zu machen, auch, wenn sie an die Bezeichnung eines Lebewesens traten, das natürliche Geschlecht desselben ausdrückten. Also weil die Endungen -α, -ος an den Stamm θε- gehängt, diesen zum Ausdruck für eine weibliche, resp. männliche Person machten, nannte man diese Endungen selbst weiblich, resp. männlich, und weil viele Adjektiva diese Endungen annahmen, wenn sie zu gewissen Substantiven in Beziehung traten,

* Noreen »Vårt Språk«, V. 37.
** Jellinek, Idg. Forschungen, 19, 297.

hießen auch diese Substantiva männlich oder weiblich, je nachdem sie die eine oder die andere Endung des Adjektivs verlangten.

Man könnte nun zwar meinen, daß eben der Umstand, daß gewisse Substantiva dieselbe Adjektiv- (oder Pronominal-)endung verlangen, wie eine große Zahl der Wörter mit natürlichem männlichem oder weiblichem Geschlecht, sich dadurch erkläre, daß die Gegenstände, welche diese Worte bezeichnen, einst sexuell gedacht wurden. Das ist auch sehr wohl denkbar, aber nicht ganz sicher, wenn wir bedenken, daß es Sprachen gibt, welche durch ihre grammatischen Genera die Natur in höhere und niederere Wesen einteilen, wobei die Männer der ersteren, die Frauen der zweiten Gruppe zugezählt werden*. Ein ähnlicher Zustand könnte im Indogermanischen bestanden haben. Wahrscheinlich ist dies zwar nicht, denn sonst müßten sich wohl noch Fälle in größerer Zahl aufweisen lassen, wo etwa neben einem campus »Feld« ein *campa »kleines oder schlechtes Feld«, oder neben einem hasta ein *hastus »gute oder große Lanze« stünde; aber immerhin möchte ich vorläufig, d. h. bis die entsprechenden Phänomene bei einer größeren Anzahl von Sprachfamilien genauer untersucht sind, nicht die Behauptung wagen, daß das grammatische Geschlecht eine Sexualisierung der Außenwelt beweise.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, indem ich darauf aufmerksam mache, daß ich mit den oben auf Seite 416 ausgesprochenen Sätzen zur Statuierung einer Reihe von Wurzeln, u. zw. von Verbalwurzeln gelangt bin. Nun ist ja bekanntlich die alte Hypothese, wonach die Verbalwurzeln die ältesten Sprachgebilde ausmachten, von vielen neueren Forschern abgelehnt worden, indem einerseits die Priorität der Substantiva vor den Verben verfochten wurde**, anderseits die Existenz von Wurzeln bestritten wurde, indem man meinte, diese seien lediglich grammatische Abstraktionen aus den verschiedenen Wortformen, und dürften nicht als reale, seinerzeit wirklich vorhandene Größen betrachtet werden***.

Das zweite dieser Momente hat Delbrück† ausführlich besprochen und die reale Existenz der Wurzeln in einer Weise verteidigt, die, wie mir scheint, völlig das Richtige trifft. Einer Ergänzung scheinen mir seine Ausführungen aber insoferne zu bedürfen, als er einem wichtigen Einwand Wundts†† nicht die nötige Aufmerksamkeit schenkt: Die Annahme von zwei Hauptperioden der Sprachentwicklung, einer Epoche der unflektierbaren Wurzeln und einer, in der die Wortbildung und Flexion herrscht, wider-

* Noreen, a. a. O.
** Wundt, Völkerpsychologie, I. 2, S. 9 ff.
*** A. a. O. I 1, S. 603 ff, I. 2, S. 639 ff.
† Delbrück, Grundfragen der Sprachforschung, S. 113 ff.
†† Völkerpsychologie, I. 2, S. 640.

spreche, der »Kontinuität der Entwicklung, der die Sprache, wie alles Lebendige unterworfen ist. Zwischen der Wurzelperiode und der wirklichen Entwicklung der Sprache liegt hier eine Kluft, die ... nur durch ein Wunder überbrückt werden kann.«

Wer also, wie ich es tue, mit einer Wurzelperiode als einer unumgänglich nötigen Voraussetzung unserer flektierenden Sprachen rechnet, ist genötigt, einen Weg aufzuzeigen, der von den Wurzeln zur Flexion hinüberführt, und so zu beweisen, daß man ohne die Annahme eines »Wunders« auskommt.

Die Frage nach der Entstehung der Flexion, des hauptsächlichsten Mittels zur Verbindung der Worte untereinander, hängt aufs engste mit derjenigen nach der Entstehung des mehrgliedrigen Satzes zusammen und soll im Folgenden zugleich mit dieser behandelt werden.

Nach Paul besteht ein grundlegender Unterschied zwischen menschlicher und tierischer Sprache darin, daß die erstere Wortverbindungen, aus mehreren Worten bestehende Sätze, verwendet, während die letztere sozusagen nur einwortige Sätze kennt. Man darf aber nicht meinen, daß die Fähigkeit, mehrgliedrige Sätze zu bilden, eine qualitative Veränderung und Steigerung des Denkvermögens voraussetze. Ob ich den Satz »Der Hund bellt« in dieser uns geläufigen Form ausdrücke oder ob ich, auf den Hund hinzeigend, einfach sage »bellt« — der Gedanke ist in beiden Fällen der gleiche. Was die sprachliche Bezeichnung des Subjekts erst nötig macht, ist vielmehr die Loslösung des sprachlichen Ausdrucks von der aktuellen Situation. Da nämlich ursprünglich jede Sprachäußerung einen Affekt von gewisser Stärke voraussetzt, muß es eine Zeit gegeben haben, wo die Sprache nur oder beinahe nur durch aktuelle Eindrücke, die natürlich den Erinnerungsbildern an Affektbetontheit überlegen sind, hervorgerufen wurde, d. h. sie war nur des Hinweises auf Vorhandenes, nicht der Erzählung von Vergangenem, fähig. So lange sie aber in dieser Weise an die vorhandene Situation gebunden war, lag für den Sprechenden kein Grund vor, dasjenige sprachlich zu bezeichnen, was der Hörende ohneweiters selbst aus der Situation ergänzen konnte. Das Bedürfnis nach der jetzt üblichen zweigliedrigen Form des Satzes, die Subjekt und Prädikat besonders ausdrückt, kann also erst entstanden sein, nachdem die Sprache ein gut Teil ihres Charakters als Affektäußerung eingebüßt, den Zusammenhang mit der Aktualität aufgegeben hatte. Die Tendenz der Sprachentwicklung, die dieses Bedürfnis schuf, brachte aber zugleich das Mittel zu seiner Befriedigung hervor. Während nämlich anfänglich heftige Erregungen nötig waren, um dem bis dahin stummen Tier die ersten Lautäußerungen abzuringen, genügt der geringfügigste Anlaß, um den modernen Menschen zum Reden zu bringen, meist ohne daß er die Spur eines Affektes verrät. Mit diesem fortwährenden Schwächerwerden des zur Sprachäußerung nötigen Anstoßes hängt, wie schon angedeutet,

die Emanzipation der Sprache von der aktuellen Gegenwart zusammen, indem immer häufiger auch die bloße Erinnerung an Vergangenes mit ihrer verhältnismäßig geringen Affektbetontheit ausreichte, um Sprachäußerungen zu erzeugen. Derselbe Prozeß bedingt aber auch, daß die Sprachäußerungen leichter, häufiger und rascher werden, daß sie mit anderen Worten fähig werden, mit dem im Laufe der Kulturentwicklung immer schneller werdenden Denktempo gleichen Schritt zu halten.

Eben dieses raschere Aufeinanderfolgen der einzelnen Sprachäußerungen ist nun, wie ich glaube, eine weitere Vorbedingung für die Entstehung zweigliedriger Sätze. Man sagte z. B. auf einer gewissen Stufe der Entwicklung erst »Hund« (= »dies ist ein Hund«, oder »ein Hund ist hier«) und dann erst nach einer Pause »bellt«. Man vollzog also zwei selbständige Denkakte, die in zwei getrennten selbständigen Sätzen von je einem Wort zum Ausdruck kamen. Bei der wachsenden Schnelle des Denkens wurde die Pause zwischen diesen Sätzen allmählich immer kürzer, bis schließlich beide unmittelbar aufeinander folgten, und so schließlich zu einem einzigen Gebilde verschmolzen, nicht nur sprachlich, sondern in gewissem Sinne auch gedanklich, indem das Urteil »ein Hund ist hier« wegen seiner bloß vorbereitenden Natur dem Bewußtsein weniger wichtig wurde als das darauffolgende »er bellt«.

Auf diesem Wege ergab sich die formelle Möglichkeit, zweigliedrige Sätze zu bilden. Der Anlaß dazu, daß diese Möglichkeit schließlich zur Regel wurde, dürfte, wie gesagt, darin zu suchen sein, daß eine besondere sprachliche Hervorhebung des Subjekts sowohl wie des Prädikats in allen Fällen für das Verständnis notwendig war, wo nicht an eine gegenwärtige Situation angeknüpft werden konnte, also z. B. bei jeder Erzählung.

Wir wollen noch einen Augenblick bei der Bildung des ersten zweigliedrigen Satzes verweilen. Es ist klar, daß in diesem Augenblick die Sprache bereits Substantiva und Verba besessen haben muß, denn nur unter dieser Bedingung kann ein Satz zustande kommen, der sowohl das handelnde Subjekt als das Prädikat sprachlich bezeichnet. Nun habe ich weiter unten die Ansicht zu begründen versucht, daß die Sprachwurzeln von Anfang an die Keime zu sowohl verbaler als substantivischer Funktion enthielten und daß im Laufe der Entwicklung die substantivische Bedeutung einer Wurzel das Übergewicht über die verbale gewinnen konnte, während ursprünglich die letztere überwog. Die Substantiva und Verba nun, die es zur Zeit der Bildung des ersten zweigliedrigen Satzes gab, können formell noch nicht voneinander geschieden gewesen sein. Es ist undenkbar, daß z. B. zu dieser Zeit die Substantiva bereits dekliniert, die Verba hingegen konjugiert worden wären, denn die Flexionserscheinungen setzen, wie wir gleich sehen werden, das Vorhandensein von mehrgliedrigen Sätzen voraus, sind erst im Zusammenhang solcher Sätze entstanden. Der Unterschied zwischen

Substantiv und Verbum lag also lediglich darin, daß gewisse Wurzeln nur oder hauptsächlich eine Tätigkeit bezeichneten, während bei andern die Vorstellung des zur Ausübung der Tätigkeit dienenden Werkzeugs, vielleicht auch des Gegenstandes, dem die Tätigkeit galt oder der durch sie zustande kam, in den Vordergrund trat. Diese unscharfe Trennung zwischen Substantiv und Verb erklärt die merkwürdige Tatsache, daß die älteste Schicht der Flexionsendungen den beiden Wortklassen gemeinsam ist ⟨vergl. Hirt, Idg. Forsch. 17, 37ff⟩.

Dieselbe Beschleunigung des Sprachtempos nun erklärt, wie ich meine zur Genüge, den Ursprung der Flexion. Indem immer mehr Wörter zu einem Satz vereinigt wurden, mußte notwendig eine gewisse Rangordnung unter denselben entstehen. Während in der Periode der eingliedrigen Sätze natürlich jedes Wort einen Hauptakzent trug, gab es nun, im Zusammenhang des mehrgliedrigen Satzes, Wichtigeres und weniger Wichtiges, Haupt- und Nebenakzente. Ursprünglich selbständige Worte büßten unter dem Einfluß der Unbetontheit immer mehr von ihrem phonetischen und gedanklichen Gehalt ein, bis sie sich schließlich als Affixe an hauptbetonte Wörter anschlossen; so entstand die Flexion lediglich als notwendige Folge der von Generation zu Generation größer werdenden Übung im Sprechen, keineswegs durch ein Wunder.

Was die Frage betrifft, ob die ursprünglichsten Wurzeln Substantiva oder Verba waren, so ist hier eine etwas ausführlichere Begründung meines Standpunktes nötig.

Vorausgesetzt, daß der Lockruf wirklich die erste Sprachäußerung bildet, können wir behaupten, daß er die Keime verschiedener Wortarten enthielt. Er erweckte natürlich die Vorstellung der geschlechtlichen Tätigkeit, war also Verbum; er ließ aber auch an den andersgeschlechtigen Partner denken, war somit auch Substantiv; da er lustbetont war, enthielt er einen Eigenschaftsbegriff, ein Adjektiv, und schließlich war er Lokaladverb, da er den Ort des Rufenden angab.

Wir haben aber allen Grund, anzunehmen, daß die Vorstellung von der Tätigkeit diejenige war, die gewöhnlich für das Bewußtsein des Hörenden in den Vordergrund trat. Denn mit welchem Partner der Geschlechtsakt ausgeführt wurde, das war zunächst nur eine Nebenfrage, daß er ausgeführt wurde, offenbar die Hauptsache. Und ebenso müssen wir annehmen, daß die primitiven Arbeitsrufe zunächst nur der Arbeit selbst galten, also Verba waren. Denn wenn man auch einwenden könnte, daß ja auch die Gegenstände, mit denen man arbeitete, sexuell betont sein mußten, so ist doch zu beachten, daß die Ausführung der Arbeit selbst, als der eigentliche Weg zur Entladung der psychischen Spannung, offenbar das Wichtigste war. Von diesem Standpunkt aus müssen wir also bei der Bezeichnung der ersten Worte als Verbalwurzeln

bleiben, wenn wir auch das Mitklingen von substantivischen Vorstellungen nicht leugnen. Dazu stimmt es trefflich, wenn wir bei K. v. d. Steinen* lesen: »Es ist außerordentlich schwer, Verwechslungen zu vermeiden, weil die Indianer, wenn man nach dem Namen eines Dinges fragt, immer sagen, wozu es dient.«

Wir sind also zur Postulierung einer »Wurzelperiode« vorgedrungen, freilich nur, um uns sofort einer Reihe von neuen Problemen gegenüber zu sehen, die bis jetzt noch kaum bemerkt, geschweige denn gelöst worden sind. Denn wenn es seinerzeit eine Wurzel gab, die »pflügen« bedeutete, die aber zugleich in zweiter Linie die Vorstellungen »Pflug« und »Pflugland« umfaßte, wie können wir es erklären, daß sich diese Wurzel später in eine Reihe von formell geschiedenen Worten spaltete, deren jedes nur eine der drei Bedeutungen trägt? Ich bilde mir nicht ein, diese Frage durch die folgenden Andeutungen lösen zu können. Um aber wenigstens die Richtung anzugeben, in der sich ein erfolgreicher Versuch, wie ich glaube, bewegen müßte, mögen hier einige Erwägungen Raum finden.

Die Vorbedingung für die formelle Loslösung eines Substantivs aus einer Verbalwurzel ist wohl, daß die entsprechende substantivische Vorstellung, deren Keim in der Wurzel enthalten ist, immer häufiger in den Vordergrund des Bewußtseins tritt. Dies setzt wiederum gegenüber der Zeit, wo regelmäßig die Verbalvorstellung überwiegt, eine Verschiebung der Denkgewohnheiten voraus, die ihrerseits nur als Folge geänderter äußerer Umstände denkbar ist.

Worin diese Änderung bestanden haben mag, das können wir vielleicht erraten: je weiter die Kultur fortschritt, umso deutlicher hob sich der Einzelmensch als Individualität von der großen Masse ab; dürfen wir z. B. für das geschlechtlich erregte Tier voraussetzen, daß es ihm, von gewissen Ausnahmen abgesehen, gleichgültig ist, welches Weibchen auf seinen Lockruf reagiert, so muß irgendeinmal ein Punkt der Entwicklung erreicht worden sein, wo der männliche Mensch durch seine Lockrufe ein bestimmtes Weib zum Herankommen veranlassen wollte, wo anderseits das Weib nur auf den Ruf eines bestimmten Mannes hörte, den der übrigen unbeachtet ließ; d. h. sie verband mit einer bestimmten Lockrufvariante die Vorstellung eines bestimmten sie hervorbringenden Individuums, die betreffende Variante war damit zum Substantiv geworden.

Wenn sich so die Ausbildung persönlicher, sozusagen eigentumsrechtlicher Beziehungen in eine Umgestaltung des sprachlichen Denkens umsetzen konnte, so mögen analoge Vorgänge auch auf anderen Gebieten ähnliche Folgen gehabt haben. Waren z. B. die sozialen Verhältnisse so weit gediehen, daß ein Mensch im Privat-

* Zitiert nach Schurtz, Urgeschichte d. Kultur, S. 479.

besitz eines Pfluges sein konnte, auf den er wegen irgendwelcher Vorzüge stolz war, so konnte für ihn die Wurzel »in der Erde wühlen« weit leichter substantivische Bedeutung annehmen, als für den Urmenschen, der die Arbeit des Grabens mit dem ersten besten abgebrochenen Zweig ausführte.

Erst wenn sich der Begriffsinhalt einer Wurzel so weit verschoben hatte, daß sie ungefähr gleich oft substantivischen und verbalen Charakter hatte, war ihre Spaltung in ein Substantiv und ein Verbum genügend vorbereitet.

Wie die Affixe entstanden, die diese psychologische Spaltung auch formell zum Ausdruck brachten, darüber habe ich bereits weiter oben eine Vermutung geäußert.

* *
*

Die oben vorgetragene Theorie über den Ursprung der Sprache hat den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß sich gewissermaßen praktisch die Probe auf ihre Möglichkeit machen läßt. Wenn ich nämlich, sehr im Gegensatz zu unserem modernen Gefühl, behaupte, daß sich alle in einer Sprache vorhandenen Bedeutungen aus der einen Grundbedeutung »coïre« ableiten ließen, so obliegt es mir, zu beweisen, daß wirklich Wörter für sexuelle Dinge eine starke Entwicklungsfähigkeit hinsichtlich ihrer Bedeutung besessen haben. Je reicher die hisitorisch nachweisbare Bedeutungsentfaltung solcher Wörter ist, umso mehr wird meine Theorie an Wahrscheinlichkeit gewinnen.

Ich gehe also daran, an einer Reihe von Beispielen die Größe der semologischen Expansionskraft sexueller Worte zu untersuchen. Aus begreiflichen Gründen halte ich mich hier an mein Spezialgebiet, die germanischen Sprachen, doch müssen sich, die Richtigkeit meines Gedankenganges und hinlängliche Kenntnis des Materials vorausgesetzt, analoge Verhältnisse in jeder beliebigen Sprache nachweisen lassen.*

Ich gehe von einigen Beispielen aus, bei denen ich mich fast ganz auf die Resultate älterer Forscher berufen kann, um sowohl dem Leser als auch mir selbst die Gewißheit zu geben, daß ich das Material nicht willkürlich presse.

Vollständigkeit in der Aufzählung der Bedeutungen wird im

* Für philologisch nicht geschulte Leser bemerke ich, daß man sich über die bisher vorhandene wissenschaftliche Literatur über die meisten der hier behandelten Wörter am bequemsten durch das Norwegisch-Dänische Etymologische Wörterbuch von Falk und Torp (deutsche Ausgabe Heidelberg 1910 f.) orientieren kann. Daselbst (S. 1425) findet man auch die ausführlichen Titel der im folgenden abgekürzt zitierten Zeitschriften und Bücher.

Bei der Sammlung des Materials wurden neben den gewöhnlichen Wörterbüchern noch die verschiedenen Bände von Krauß' Anthropophyteia und Farmers »Slang and its Analogues« benützt.

folgenden nicht angestrebt. Ebensowenig ist es mir möglich, bei jedem einzelnen Wort, dessen Etymologie ich anders auffasse, als es in der Regel geschieht, dies hervorzuheben und gegen abweichende Meinungen zu polemisieren. Da ich fast nur Worte zusammengestellt habe, bei denen das Lautliche keine Schwierigkeiten macht, ist in den meisten Fällen die Abweichung von der etymologischen Vulgattradition darin begründet, daß meine Auffassung besser in das im folgenden zu besprechende »Bedeutungssystem« paßt.

Natürlich war ich oft genötigt, mein Beweismaterial aus den modernen Dialekten zu holen, da es sich ja vielfach um Worte handelt, die in der Schriftsprache fehlen. In diesem Verfahren liegt nun, wie ich mir nicht verhehle, eine Fehlerquelle, da die dialektischen Formen der Worte oft mehrdeutig sind, d. h. lautlich auf verschiedene Grundlagen zurückführbar; es kann daher sehr leicht sein, daß bessere Kenner der betreffenden Dialekte manche Worte anders und besser auffassen als es im folgenden geschehen ist. Doch hoffe ich, daß das Hauptresultat durch etwaige Fehler dieser Art nicht beeinflußt wird.

Ich beginne mit dem Worte geheien, dem Hildebrand im Grimm'schen Wörterbuch eine höchst interessante Darstellung gewidmet hat, an welche ich mich im folgenden anlehne. Einzelnes trage ich aus dem schweiz. Idiotikon (II, 1103 ff) nach.

Das Wort tritt im Althochdeutschen teils in der Bedeutung »nubere, uxorem ducere« auf, teils wird es mit »coïre« glossiert. Hildebrand ist nun der Ansicht, daß sich die letztere Bedeutung aus der ersteren sekundär entwickelt habe. Daß er hierin offenbar irrt, berührt uns hier nicht, denn die Tatsache, auf die es ankommt ist vollkommen klar: für die weitere Bedeutungsentwicklung von geheien ist nicht von dem züchtigen »uxorem ducere«, sondern von dem derben »coïre« auszugehen.

Schon verhältnismäßig früh, in den ersten Stadien des Nhd., nimmt nämlich geheien die Bedeutung »vexare, mißhandeln« an.

Hildebrand trifft sicher das Richtige, wenn er erklärt, die allgemeine Bedeutung »mißhandeln« habe sich aus der spezielleren »beim stuprum mißhandeln« ergeben. Den kulturhistorischen Hintergrund zu dieser Bedeutungsentwicklung bilden die unsicheren Rechtsverhältnisse des Mittelalters, in denen Notzucht ein häufiges, den Täter in der öffentlichen Meinung nicht einmal allzuschwer belastendes Delikt gewesen sein muß*.

* Ich gebe einige charakteristische Belege nach Schultz, Höfisches Leben: Nicht nur im Kriege, besonders bei der Einnahme belagerter Städte, war die Schändung von Frauen und Jungfrauen an der Tagesordnung (A. a. O. II, 448, Anm.: die Denen helden die sunde also lichte. Se makeden vele frouwen und jungfrowen to nichte, bei der Eroberung Hamburgs durch die Dänen 1216), selbst von einem so idealen Ritter, wie Gawein, wird berichtet (Wigalois, 43, 7): Eine maget wolgetân Die greifer über ir willen an, sô daz si weinde unde schrê. Besonders wichtig sind aber hier für uns die Lehren, die Jacques d'Amiens in seiner »Art d'amors« gibt: »Jede

Die Bedeutung »mißhandeln« ist also, wie gesagt, verhältnismäßig früh für geheien bezeugt. Der ursprünglich wohl sehr starke Ausdruck (»daß dich der Teufel ghei!«) verlor aber, jedenfalls infolge seiner anscheinend außerordentlich häufigen Anwendung, sehr bald seinen eigentlichen Sinn, so daß sich auf dem Wege über »quälen, belästigen«, schließlich die abgeschwächte Bedeutung »ärgern« ergibt, die noch jetzt in deutschen Dialekten, z. B. im Schweizerischen, lebendig ist; weiter »mit Worten ärgern, necken, foppen«, aus welch letzterer Bedeutung diejenige von »betrügen« entsteht. Ja sogar so abstrakte Bedeutungen, wie »bereuen« entwickeln sich aus »ärgern«: vgl. schweizerisch »wie bin i^ch^ so dumm g'si^n^! O wie's mi^ch^ jetzt g'heit« (vgl. schwäb. ficken »gereuen«). Eine weitere Abschwächung führt dann von »ärgern« zu »kümmern, angehen«.

Eine weitere Entwicklungslinie geht gleichfalls von »mißhandeln« aus; ihre Hauptpunkte sind »(gewaltam hin-)werfen«, »schlagen«, »verderben, zerbrechen«; aus »werfen« entwickelt sich dann, mit einem auch sonst zu belegenden Übergang von transitivem zu intransitivem Gebrauch, die Bedeutung »fallen«.

Aus groben Abweisungen, wie »gehei dich« (ursprünglich »stupra te ipsum«, dann »laß mich in Ruhe, geh' deines Weges«), folgt dann die Bedeutung »sich geheien« = »sich davon machen, sich scheren«, aus der es sich erklärt, daß geheien zu einem zunächst derben Ausdruck für »laufen, gehen« wird (Schweiz. Idiot. II 1104).

Schließlich hat sich noch, vermutlich aus »mit Worten ärgern, necken«, die Bedeutung »großtun, prahlen« entwickelt.

Auch das participium perf. des Verbums zeigte eine selbstständige Bedeutungsentwicklung: schweiz. gehît bedeutet »schlimm, verdrießlich, fatal«, ungehît »unartig, mürrisch; ruhig.«

Nimmt man nun noch hinzu, daß viele Komposita von (ge)-heien wieder ihre eigenen Wege gehen (z. B. schweiz. usg'hîje^n^ »ausschütten, ausrenken«, z'sämmeng'hîje^n^ »gerinnen, von der Milch«, dureghîje^n^ »durchfallen, bei einer Prüfung, Wahl; fallieren«, usw.) so wird man zugeben müssen, daß der Reichtum der Bedeutungsentfaltung nichts zu wünschen übrig läßt.

Indessen würde dieses Beispiel nicht allzusehr ins Gewicht fallen, wenn es sich um eine vereinzelte Erscheinung handelte; dies ist jedoch so wenig der Fall, daß man eher behaupten könnte: alle Verba, die »coïre« bedeuten, zeigen die Tendenz, ihre Bedeutung in analoger Weise zu erweitern. Ganz ähnlich wie bei »geheien« liegen nämlich die Verhältnisse bei einer Reihe anderer Worte, z. B. hat es ein vollständiges Pendant in ndl. bruien.

Bruien, älter bruiden, ist eine Ableitung von ndl. bruid

Frau ist zu gewinnen; um ihr aber die Sache zu erleichtern, muß man ihr die letzte Gunst mit Gewalt abringen (Schultz, a. a. O., I, 599).« Übrigens kann die Bedeutung »mißhandeln« bei geheien und vielen anderen Worten auch beträchtlich älter sein, als die ältesten Belege, und in noch primitivere und rohere Zeiten zurückweisen (Raubehe!).

»Braut«, das ursprünglich nicht »Verlobte«, sondern, ebenso wie engl. bride, schwed. brud, »junge Frau« bedeutete.

brui⟨d⟩en bedeutet also »ein Mädchen zur Frau machen, coïre«. Ganz wie bei geheien entwickelt sich hieraus ⟨s. Woordenboek der Nederlandsche Taal 3:1, 1640 ff.⟩ »plagen, kümmern, schlagen, schmeißen, werfen, fallen, sich davon machen, gehen.«

So weit die Bedeutungsentwicklung nach der Darstellung des ndl. Wb.; es scheint aber, daß das Wort früher noch eine Reihe anderer Nuancen aufwies, wenigstens wenn der a. a. O. Sp. 1640 zitierte Vers in Rechnung gezogen werden darf:

Het zinryk Bruiwoort, en het geen men deriveert
Van bruien, dient wel om zyn zinrykheit geleert:
't is springen, lopen, doen, verquisten, domineeren,
't is klimmen, snyen, en verquanzelen, bezeeren,
Quaatmaken, futzelen, verderven, plagen, gaan,
En smyten, schoppen; . . . . 't is ook foppen,
steken, slaan;
't is komen, seggen; en 't is kappen, vliegen, vallen,
Etcetera, ja dat noch 't mooisten is van allen,
Vrouw-eeren; is 't niet recht? wie heeft van sulk
een woort,
Zo zinryk, ergens in de werelt meer gehoort?
(Woordenboek der Nederlandsche Taal III. 1, Sp. 1640.)

Wir sind vielleicht nicht berechtigt, diese Worte ganz buchstäblich zu nehmen; vielleicht ist eine oder die andere Bedeutung, die der Dichter dem »sinnreichen« bruien beilegt, nie vorhanden gewesen. Im Ganzen aber hat er sicher nicht übertrieben, denn eine Reihe der von ihm angegebenen Bedeutungen haben wir schon oben bei geheien kennen gelernt ⟨vgl. foppen, verderben⟩, andere werden wir bei weiter unten zu besprechenden Worten antreffen ⟨z. B. futzelen »trödeln«; snyen »schneiden«⟩.

Als drittes Verbum mit analoger Entwicklung kommt d. serten, mndl. serden, altnord. serda »futuo« in Betracht. Auch hier die Bedeutung »plagen« ⟨ndd. serden [Grimm X, 1, sp. 628] hochd. serten [Schmeller II, 372], im Westflämischen aber auch »stoßen, werfen, fallen, sich davon machen, etwas beachten» ⟨vgl. De Bo, Westvlaamsch Idiot. 1227 f.⟩. Bemerkenswert ist neuisl. ⟨Björn Haldorssen⟩ serda »cutem contrectare, die Haut befühlen«, und, ablautend sarda »polieren, putzen, glätten; auch behandeln ⟨die Haut⟩«. Parallelen zu diesen letzteren Entwicklungen werden uns noch weiter unten begegnen ⟨s. S. 442⟩.

Sehr häufig stehen neben Verben der Bedeutung »coïre, futuere« Substantiva, die das weibliche Geschlechtsorgan bezeichnen. Als Belege für diesen selbstverständlichen Übergang gebe ich:

westfähl. Flitsche »vulva« flitschen »coïre«
» Kitsche » kitschen »
» Quetsche » quetschen »

Wienerisch Schnalle, »Vulva«, westf. snallen »coïre«, mhd. gensel, altn. gás »Vulva«, westf. gänsen »coïre«, steir. fumml »Vulva«, fummln »coïre« usw.

Es ist also nötig, daß wir uns auch die Bedeutungsentwicklung einiger Worte für »vulva« genauer besehen.

Als »Paradigma« wähle ich das gemeingermanische Fud.

Dieses Wort bezeichnet auf seinem ganzen Verbreitungsgebiet ⟨vgl. norw. fud, isl. fuð⟩ bald die weibliche Scham, bald das Gesäß. Welche der beiden Bedeutungen die ursprünglichere ist, sei dahingestellt; auch hier ist jedenfalls die weitere Entwicklung nur dann verständlich, wenn wir an vulva anknüpfen.

Das Substantiv fud selbst zeigt eine verhältnismäßig geringe Bedeutungsentfaltung; auf einem großen Gebiet hat es den Sinn von »Frau« angenommen, und zwar wird es hie und da ohne bösen Nebensinn gebraucht ⟨vgl. Bayr. Wb. I 694⟩, häufiger aber ist es Schimpfwort: vgl. schwäb. fud »Hure«. Auch ein weibischer, feiger Mann kann so genannt werden ⟨Grimm, s. v.⟩.

Eine andere Bedeutungserweiterung liegt vor, wenn das Wort »Loch, Schlitz, u. dgl.« heißt, wie im elsäss. fud »Wunde an einem Baume«, schwäb. fud »Einschnitt an der Hose zwischen den beiden hinteren Hosenträgerknöpfen«.

Bemerkenswert ist das elsässische Fud »Herbstzeitlose«, das uns in das weite Gebiet der »sexuellen« Pflanzennamen führt, auf das ich in einem anderen Zusammenhang zurückkommen werde.

Auch Analogien zu der elsäss. Bedeutung »Strauch mit vielen Stämmchen« werden uns noch oft begegnen; die vermittelnden Bedeutungen sind hier »Schamhaar« ⟨vgl. schott. fud »pubic hair; tail of a hare or rabbit⟩ »Haarbüschel, Büschel überhaupt, etwas Struppiges«. Hieher gehört ohne Zweifel auch neumärkisch fuude »Staude Gras« ⟨Zeitschrift f. deutsche Mundarten, 1909, 80⟩; ferner, wie später gezeigt werden soll, schwz. fudi »Vermummter« ⟨vgl. S. 440⟩.

Auf niederländischem Gebiet erscheint ein fuut »Geist, Lebenskraft« ⟨Molema, Wb. der Groningenschen Mundart⟩, auf dessen Bedeutungsentwicklung wir später zurückkommen ⟨vgl. S. 436⟩.

Westfähl. füdde »liederliches Frauenzimmer« führt uns dann hinüber zu einer Reihe ndd. Formen, die durch ein vermutlich durch alte n-Flexion zu erklärendes -dd- von den bisher besprochenen abweichen. Es kehrt wieder in ndd. fuddik »Tasche«; auch dieser Bedeutungsübergang hat zahllose Parallelen; vgl. z. B. die Doppelbedeutung von Tasche, frz. sac, ferner d. Fuppe ⟨vgl. S. 434⟩ und d. Ficke »Tasche« das sicher zu ficken gehört, also eine ältere Bedeutung »Vulva« voraussetzt*.

Unklar ist, wohl hauptsächlich wegen Mangels sachlicher Angaben, steir. fudel »Spanhobel.« Ostfries. foddik »Lampe« erklärt sich dadurch, daß Lampe und Docht auch sonst als

* Nach Anthropophyteia I, 131 kommt die Verwendung der Vulva als Tasche bei den Südslavinnen tatsächlich vor.

Symbol der weiblichen, resp. männlichen Geschlechtsorgane aufgefaßt erscheinen, man vergleiche z. B. d. dial. Funz »vulva« Funzel »schlechte Lampe«; Frauenlampe »Vulva«, (Anthr. V, 132), els. Wieche »Docht; membrum virile«. (Vgl. auch Anthropophyteia V, 7.)

Von dem Substantiv fud nun ist ein Verbum abgeleitet, das coïre bedeutet. Wenn auch dieses Stadium meines Wissens nur durch steirisch fudeln »coïre« belegt ist, werden wir ihm doch eine größere Verbreitung zuschreiben dürfen, da es uns eine Menge in den verschiedenen Gegenden Deutschlands vorhandener Bedeutungen des Stammes fud erklärt.

Nach dem, was oben über geheien, bruien, serten gesagt wurde, ist es ohneweiters verständlich, wenn wir im schwäb. ein fude^{n} »auslachen, verhöhnen« finden; ebensowenig wird uns ndd. (westf.) fudeln »betrügen« oder elsässisch füdelen »sich schnell davon machen«, westf. sek fudelen »schleichen« Wunder nehmen. Ob ndd. fu'en (aus fuden) »mit der Osterrute schlagen« direkt mit geheien, bruien »schlagen« verglichen werden darf, ist hingegen zweifelhaft, da dieses Wort wohl mit Weise (Zs. f. deutsche Mundarten, 1910, 114) direkt an das Substantiv Fut, nicht an ein Verbum für »coïre« anzuknüpfen ist.

Bei den zuerst besprochenen Verben für »coïre« nicht belegt, aber leicht verständlich und oft wiederkehrend ist die Entwicklung »coïre — sich hin- und herbewegen — bei der Arbeit unruhig, planlos, hin und herfahren — schlecht, flüchtig, oberflächlich arbeiten«. Wir finden daher schweiz. fuden »ohne Eifer arbeiten«, fuderen »schnell, aber nicht gut arbeiten«, ostfries. fudden »pfuschen«, elsässisch fudlen »oberflächlich arbeiten«.

Weit verbreitet sind Adjektiva vom Stamme fud-, die entweder, wie das bayr. fudig eine allgemeine verächtliche Bedeutung haben, oder sich, im Anschluß an die erwähnten Verba mehr spezialisieren. Hieher mndl. vudig »faul, träge«; westf. fuddig schlaff, weich; kärntnerisch futtig »schlecht, abgetragen, schmutzig, geizig.« An die Bedeutung »abgetragen« schließt sich wieder das ndl. ndd. Substantiv vod(de) »Fetzen, Lappen« an.

Eine ganz analoge Bedeutungsentwicklung zeigt das mit Fud nahe verwandte, vielleicht ursprünglich identische Fotze, Futze »vulva«, das einiger interessanter Abweichungen halber gleichfalls etwas eingehender behandelt werden muß.

Neben der Bedeutung »cunnus« finden wir hier auf süddeutschem Gebiet die von »Maul, Mund«; ursprünglich, wie soviele der hichergehörigen Worte, als Beschimpfung gebraucht, ist es jetzt in vie en Gegenden abgeschwächt.

Auch als Schimpfwort für liederliche Mädchen ist Fotze allgemein, ebenso begegnet auf dem ganzen süddeutschen Gebiet, und darüber hinaus, die Bedeutung »Zottel, Flocke, Fetzen« usw. der Parallelismus mit Fud erstreckt sich ferner auf die verbalen

Ableitungen: schwz. fützeln »Unzucht treiben«, els. fotzelen »sich so schnell als möglich aus dem Staube machen; schwz. fotzen »necken, höhnen«, bayr. fozeln »langsam sein«; hingegen ist bayr. fotzen» aufs Maul schlagen« nicht als direkte Entsprechung zu bruien, usw. »schlagen« zu betrachten, da es direkt an Fotze »Maul« anknüpft.

Besonders zu merken, weil in den bisher besprochenen Wortfamilien ohne Gegenstück, ist schwz. ⟨usw.⟩ fotzen »sich fasern«, das natürlich an Fotze »Zotte« anknüpft; ferner schwz. fützelen »vulvam redolere«; »weibisch tun«; schwäb. fötzen »pissen«; fotzen »in großen Flocken schneien«.

Zu beachten ist ferner obd. Fotz »junges ⟨Mutter⟩schwein.« Auch diese Übertragung von Worten für »vulva« auf weibliche Tiere wird uns noch oft aufstoßen.

Ich habe mich bisher, um einen gesicherten Ausgangspunkt zu bekommen, an ein Material gehalten, das allgemein als »sexuell« anerkannt wird. Im folgenden suche ich zu zeigen, daß eine große Anzahl von Worten erst dann in der rechten Beleuchtung erscheint, wenn wir Bedeutungen, wie »coïre«, »vulva« als Ausgangspunkte oder wenigstens als wichtige Mittelglieder ihrer semologischen Entwicklung auffassen.

Nehmen wir als erstes Beispiel d. foppen; was bisher darüber bekannt ist, bietet Hans Schulz in einer kleinen Monographie, Zs. f. deutsche Wortforschung X, 242 ff. Hiernach tritt zuerst die Ableitung »Fopperin« auf, die seit 1343 als ein Wort der Gaunersprache bezeugt ist, und zwar in der Bedeutung »Bettlerin, die sich wahnsinnig stellt, um reichlichere Almosen zu bekommen«. Erst verhältnismäßig spät, im 16. Jh., treten Bedeutungen auf, die unserem nhd. Sprachgebrauch näher kommen: »lügen«; »ärgern, plagen«, schließlich »zum Besten haben, anführen«. Es scheint, als ob sowohl Schulz, wie Kluge, der sich in der neuesten Auflage seines Wörterbuches an ihn anschließt, das Wort für ein von Anfang an rotwelsches, also wohl nicht germanisches, hielten, da sie auf jede Zusammenstellung mit germanischem Material verzichten.

Demgegenüber halte ich den Stamm des Wortes für einen urgermanischen, als dessen Grundbedeutung »vulva« zu betrachten ist; die oben für Fud, Fotze konstatierte Entwicklung und Gruppierung der Bedeutungen kehrt fast bis ins kleinste Detail wieder. Als älteste Form ist *fub⟨on⟩ anzusetzen, woraus sich, auf einem von v. Friesen ⟨De germanska Mediogeminatorna, Upsala 1897⟩ beleuchteten Wege, die Formen *fubb-, *fupp- ergaben.

Zu belegen ist freilich nur solingisch fuppen, foppen »coïre« ⟨Antropophyteia IV, 3⟩ livländ. fupsen »coïre«, norwegisch fubba »coïre«; es hat aber sicher auch ein entsprechendes Substantiv »Vulva« gegeben, denn nur so erklärt es sich, daß neben dem Verbum Substantiva auftreten, wie d. dial. Fuppe »Tasche«

engl. fob »Täschchen« (vgl. oben ndd. Fuddik »Tasche« zu Fud); engl. fub(bs) »schlechte Wolle, langes, vertrocknetes Gras« (vgl. oben Fotze »Zotte«, fuude »Grasstaude«).

Auf der anderen Seite entwickelt sich das Verbum, auf bereits wohlbekannten Wegen, (vgl. besonders das oben über »geheien« Gesagte) zu: foppen »plagen, verspotten, aufziehen, betrügen«, engl. fob, fop, fub, »zum Besten haben, beschwindeln«; lothr. fuppen »hauen«, engl. fib »schlagen« (aus germ. *fubjan); ferner (vgl. schweiz. fuden »ohne Eifer arbeiten« und Ähnliches): norw. fubba »mit kleinen Arbeiten beschäftigt sein, basteln«; fubla »unsicher tasten; schlaffe, kraftlose Griffe tun; stottern«; schwed. fubbla »sich ungeschickt benehmen; schlecht arbeiten; stottern.«

Aus »sich ungeschickt, tölpisch benehmen« erklärt sich engl. fop »to play the fool« mittelengl. fobbe, foppe »Narr«; das oben erwähnte Fopperin »Bettlerin, die sich närrisch stellt« bildet gewissermaßen eine Kreuzung der Bedeutungen »närrisch tun« und »betrügen«; vgl. übrigens engl. mump »coïre; unter falschem Vorwand betteln.«

Hier dürfte eine prinzipielle Bemerkung am Platze sein. Während es in den meisten Fällen nicht ganz unberechtigtem Mißtrauen begegnen dürfte, wenn ein Etymologe eine spät belegte, wohl gar nur in modernen Dialekten auftauchende Bedeutung für ursprünglicher erklärt, als eine durch alte Texte bezeugte, habe ich dies bei foppen unbedenklich getan, und werde es sogar weiter unten in einigen Fällen tun, wo ich die Bedeutung »coïre« nicht als gemeingermanisch nachweisen kann. Es ist nämlich klar, daß die uns hier interessierenden Worte weit mehr Aussicht haben, in ihren abgeleiteten, unanstößig gewordenen Bedeutungen in die Literatursprache einzudringen, als in ihrer ursprünglichen.

Ich muß, um zu zeigen, wie regelmäßig sich diese Bedeutungsübergänge wiederholen, die Beispiele häufen, obwohl eine gewisse Eintönigkeit dabei unvermeidlich ist. Doch fasse ich mich so kurz als möglich.

Neben fud- und fub, die wohl als Varianten der gleichen Wurzel aufzufassen sind, erscheint ein germ. fug- (fuk-), das ganz analoge Verhältnisse aufweist:

Diesmal ist das Bedeutungszentrum »vulva« in soling. Fucke (Anthropophyt. IV. 5) belegt; davon westvlämisch fokke »faules Frauenzimmer« d. Fucke »junge Henne« (vgl. Fotz »junges Mutterschwein«) schwäb. Focken »Werg« (vgl. schweiz. Fotze »Zotte, Werg«); bayr. Focken »Grube«.

Das zugehörige Verbum für »coïre« ist auf dem ganzen germanischen Sprachgebiet bekannt: d. dial. fucken (Anthrop. IV. 3) engl. fuck (Grimm s. v. ficken), dän. dial. fokke, schwed. dial. fokka.

Davon haben wir dann: bayrisch fucken »schlagen«, d. fuckeln »betrügen« ndl. fokken »sich aus dem Staube

machen«; altdän. fokke »hin- und herbewegen«; kärnt. fucken »schlüpfen, behende sein«; Fuck »schnelle Bewegung« fuckig »schäbig«, lauter Bedeutungen, die wir bereits kennen gelernt haben.

Interessant ist ndl. fries. fokken »⟨Vieh⟩züchten«, ndd. et fucket »es gelingt«, worüber mehr weiter unten bei der Besprechung von faseln.

Das ursprünglich niederdeutsche Fock »Vordersegel« gehört wohl eher zu unserer Familie, als zu *fiukan »fauchen«, wie Kluge ⟨Seemannsprache 278⟩ annimmt; doch bezweifle ich stark, daß Falk und Torp recht haben, wenn sie an ndl. fokken »züchten, ⟨Vieh⟩ aufziehen«, anknüpfen und eine Zwischenstufe »ziehen« annehmen, wonach Fock, ⟨im Gegensatz zu d. Treiber »Segel hinten im Boot«⟩, eigentlich »Zieher« bedeutete.

Da das Focksegel noch jetzt bei kleineren Booten dreieckig ist, ferner fries. fokk auch »dreieckiges Stück Land«, norw. dial. fokka, »keilförmiges Stück Erde« bezeichnet, ist vielmehr zu erwägen, ob hier nicht ein Beleg für die bei den verschiedensten Völkern vorkommende Symbolisierung der Vulva durch das Dreieck vorliegt. Als sprachliche Reflexe dieses folkloristisch wichtigen Vorstellungskomplexes nenne ich das von Schulze, Zeitschr. für vergleichende Sprachforschung 39, 611, durch Parallelen aus der modernen Gaunerschrift glücklich beleuchtete gr. δελτα »vulva«, sowie das a. a. O. 41, 167 von Pischel behandelte altind. trikona »Dreieck, Vulva«. Eine Analogie aus Zentralbrasilien, die v. d. Steinen, »Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens« 264 ff., beibringt, zeigt deutlich, wie leicht diese Vorstellungen an räumlich und kulturell weit voneinander entfernten Orten sozusagen automatisch entstehen konnten.

Bisher nicht hinlänglich erklärt, ist schwed. vulg. focka »fortjagen, rasch entfernen« ⟨vgl. Noreen, Svenska Etymologier, 19⟩. Es dürfte eine vermittelnde Bedeutung »werfen, schleudern« voraussetzen, vgl. d. »hinausschmeißen, -werfen«.

Ebenso wie die bisher besprochenen Worte für Vulva eine durch die gleiche Wurzel zusammengehaltene Gruppe bildeten, schließen sich die nun zu behandelnden durch den Reim an Fotze an.

Es handelt sich hier großenteils um Familien, deren Zusammengehörigkeit bereits ziemlich allgemein erkannt und anerkannt ist. Als Grundbedeutung aber nimmt man recht unbestimmte Begriffe an: »etwas Rundliches oder Hohles« ⟨Falk-Torp s. v. kode⟩ »rundliches Ding von unbestimmter Gestalt«, u. dgl. Mit derartigen sozusagen geometrischen Begriffen zu operieren, sollte die Etymologie endlich aufhören; handelt es sich doch bei solchen, wie jeder Bericht über den Wortschatz primitiver Sprachen lehrt, um verhältnismäßig späte Abstraktionen.

Besonders klar zeigt sich die Grundbedeutung »vulva« bei d. Kotze⟨n⟩, Kutze usw.; hier würden schon die mhd. belegten Bedeutungen ausreichen, um uns den vollständigen Parallelismus zu den oben besprochenen Entwicklungslinien deutlich zu machen: kotze »vulva«; kotze »Hure«; kotze »grobes, zottiges Wollenzeug«; ferner kötze »Korb«, »Rückenkorb«, das in Fuddik, Fuppe »Tasche« entferntere, in weiter unten begegnenden Worten genauere Parallelen hat.

Noch reichlicher ist das moderne Material, aus dem ich nur das wichtigste auswähle. Die Formen mit germ. -dd- und -tt- sind wieder als gleichwertig behandelt.

Zunächst ist zu bemerken, daß die Bedeutung »Vulva« hier auf dem ganzen germ. Gebiet belegt ist: außer d. kotze vgl. ndd. ndl. kutte, schwed. kutta. Auch die Übertragung auf benachbarte Körperteile, die uns schon bei Fud, Fotze begegnete, kehrt hier wieder: els. Kutt »podex«, d. Kuttel, bayr. Kütz »Eingeweide« ⟨eigentlich »Bauch«, vgl. elsäß. die Kuttel voll haben »schwanger sein«⟩.

Thüring. Küttel »Sack« gibt uns den Schlüssel zu d. Kutte, eig. »sackförmiges Kleidungsstück«. Aus der Bedeutung »Sack« erklärt sich auch d. Kützel, swed. kudde altdän. altnord. kodde, engl. cod »Kissen«.

Kutt hat in d. Dialekten ferner auch die Bedeutung »Grube«.

Da sich mehrere sinnverwandte und anklingende Wortfamilien einmischen ⟨z. B. got. qiṗus »Bauch«, ahd. quiti vulva*⟩, ist es nicht leicht, die Grenzen dieser Sippe genau zu bestimmen. Immerhin wird man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß d. kotzen »erbrechen« hiehergehört. Dies vermittelnde Glied bietet els. kotzen «schwanger werden« ⟨und infolge dessen sich erbrechen⟩.

Das mhd. kützen »lachen« setzt vielleicht einen Übergang von »Vulva« zu »Mund« voraus. Wörter für »grinsen, lachen« sind öfters von solchen für »Maul, ⟨häßlicher⟩ Mund« abgeleitet, vgl. ndd. Flabbe »Maul«, schwed. vulg. flabba »lachen«.

Auch hier haben wir wieder mit Übertragungen auf Tiere und Pflanzen, resp. Teile der letzteren zu rechnen: d. Kutz »Katze« ist eine Bedeutung, die zahlreiche Analogien hat ⟨vgl. franz. chat, polnisch kot »Katze; Vulva«; S. 440 unten⟩; schweiz. chutz »Eule« schließt sich wohl, wegen der Ohrbüschel des Tieres, an mhd. kotze »grobes Wollenzeug« an. In dieselbe Gruppe gehörrt d. Kotz, Blütenbüschel ⟨»Kätzchen«⟩, schwed. kott⟨e⟩ »der rund-

* Die mehrfach vermutete Verwandtschaft zwischen Kutte, »vulva« und ahd. quiti könnte, wie v. Helten, Zs. f. d. Wortf. X. 197, ausführt, in Wirklichkeit bloß scheinbar sein.

liche Blütenstand bei Nadelbäumen«, aus der letzteren Bedeutung entspringt wohl die von »Tannenzapfen« (schwed.).

Interessant ist schwed. dial. kudde, engl. cod »Schote«. Worte, die zugleich »Schote« und »Vulva« bezeichnen, sind in allen Sprachen häufig, ich erinnere nur an lat. valva, volva; d. Scheide.

Von verbalen Ableitungen ist d. kutten, »wühlen, graben« ohneweiters verständlich. Kitzeln (älter kützeln) ist des Vokalismus wegen unklar, die Bedeutung könnte aber sehr leicht aus »unzüchtig betasten« (vgl. unten fummeln) hervorgegangen sein.

Wenn deutsch Kitte, Kette »Volk Rebhühner«, ahd. chutti »agmen«, ndl. kudde »grex« hiehergehört, wie schon Friesen a. a. O. 94, Anm. vermutet, so sind als vermittelnde Bedeutungen »Brut, Wurf, Mutterleib« anzunehmen (vgl. Gr. V. 2896 kette »eine Brut [Rebhühner] mit den Alten«;) eine analoge Bedeutungsentwicklung zeigt frz. ventrée.

Auf die Formen mit einfachem Dental, die sicher zum großen Teil verwandt sind, gehe ich hier nicht ein, weil eine eingehendere Untersuchung nötig wäre, als ich sie momentan anstellen kann. Ich bemerke nur, daß z. B. die Bedeutung von Kote »schlechte Hütte« sehr wohl aus »Grube, Loch« hervorgegangen sein kann.

Daß engl. cut, norw. kutte »schneiden« zu unserer Familie gehört, halte ich für ausgemacht. Man vergleiche die oben zitierten Fälle, in denen sich die Bedeutung »(schlecht) schneiden« aus »coïre — hin- und herfahren« entwickelt hat.

Als Ablaut zu der eben besprochenen Gruppe kommen auf germ. *kaut-, *keut-, *kût-, zurückweisende Formen vor, von denen ich hier nur die letzteren kurz erwähne:

D. dial. (schweiz.) Kûz »naturalia mulieris« (Grimm V, 370), dän. dial. kude »vulva«; mhd. kûz »Grube, in der das Gericht abgehalten wird«; tirol. kauz(n) »Fetthaut unter dem Kinn« (aus der Bedeutung »Sack« hervorgegangen); schweiz. chûz »struppiges Haar«; »Muff, Pelzmütze«; d. dial. kauzen »Reiste, Flachs«; ndl. kuit »Fischroggen« (aus »Eingeweide«; vgl. ndd. küte »Eingeweide«) zeigen wieder die charakteristische Bedeutungsgruppierung, ganz wie die zugehörigen Verba: frühnhd. kauzen »futuere« (Grimm V, 372); d. dial. kauzen »prügeln«; d. dial. kauzen »mit stumpfem Messer schneiden«, schwed.-norw. kuta »laufen«, schwz. kûzen »unerlaubten Kleinhandel treiben« (aus »betrügen«), hieher wohl auch (nd)d. kauten »tauschen«, bei dem aber Nebenformen mit -d- Schwierigkeiten machen; ferner norw. kyta »prahlen, schimpfen«; schwed. kut »Buckel, Auswuchs« ist wohl aus »Bauch« hervorgegangen, vgl. unten Ranzen.

Auf diese letztere Bedeutung weist auch ndl. kuit »Wade« zurück. Ausdrücke für »Wade«, die eigentlich »Bäuchlein« u. dgl. bedeuten, sind nämlich sehr häufig, vgl. port. panturilha, churwälsch vantrigl, port. barriga da perna (eigentlich »Bauch

des Beins«), lat. venter cruris, griech. γαστροκνημιον. (Diez, Etymologisches Wb. der romanischen Sprachen, S. 474).

Die Bedeutungen des Stammes mudd-, mutt- sind ebenso leicht zu ordnen, wenn wir von »Vulva« ausgehen:

D. Mutze, schwed. dial. mutta »vulva«; d. mutze, ndl. mot »Hure«, d. dial. (schwz.) Mutze »Frau«, engl. mot »Mädchen«, ndd. mutte »Sau«, d. dial. Mutz »Katze«; els. mutz »Falte im Kleid« (aus »Sack«); westflämisch mot »Grübchen«; ferner eine Reihe von Bedeutungen, die auf »Zotte, Büschel« zurückgehen: norw. mudd »zottiger Pelz«, mott »langhaariger Schimmel«, mod(d) »Abfall von Heu und Stroh« (vgl. els. mutti(ch) ungeordneter Haufen, Kehricht).

Das deutsche Mütze »Kopfbedeckung« wird allgemein auf spätlat. almutia oder dessen romanische Entsprechungen zurückgeführt. Da aber der Abfall der ersten Silbe, wie es scheint, nicht erklärt werden kann, anderseits schweiz. chûz »Pelzmütze« offenbar nicht von chûz »Vulva« zu trennen ist, möchte ich auch Mütze zu unserer Familie ziehen und somit als echt deutsch betrachten; vgl. auch schwz. (Zürich) futz »eine Art Mütze«, österr. Pudelhauben »vulva« (Antropoph. III, 189), frz. bonnet »vulva«; schweiz. Mutt »Vermummter« ist ebenfalls hier anzuschließen, vgl. schwz. Fudi »Vermummter« und weiter unten Butzemann, Fasur (S. 440, 443).

Wichtig ist die Bedeutung von motzig »faul riechend« (vgl. schwäb. fützelen »cunnum redolere«), das uns zu ahd. motto »rancor«, fries. mudde »Dreck, Schlamm, stinkendes Etwas«, weiter zu engl. mud »Kot«, hd. mott »Torf« hinüberführt. Von letzterem Wort dürfte motten »schwehlen« abzuleiten sein.

Eine verächtliche Bezeichnung des Mundes, schwz. mutti »Hängemaul« (vgl. Fotz), norw. mutt »Mund« (Kindern gegenüber verwendet) erklärt wohl norw. mutta »maulen«, altdän. mutte »knurren«, fries. muddele »brummen«, norw. modda »murmeln, schwatzen«.

Ein Verbum »coïre« ist meines Wissens nur durch engl. muddle belegt, wird jedoch vorausgesetzt durch d. dial. mutzen »schlagen«, schwz. mützen »verspotten«, motzen »zögern, langsam sein«, ält. ndl. mudden »wühlen«, fries. muddelen »heimlich etwas tun oder beiseite schaffen«; schwz. mützeren »unordentlich schneiden«, norw. mutla »schneiden, basteln«.

Die letztgenannten Bedeutungen führen über »stumpfes Messer, stumpfes Werkzeug« zu »stumpfer, abgestutzter Gegenstand« (d. Mutz, Mutt) sowie zu einem Adjektiv d. dial. mutt »stumpf, abgenützt, beschnitten«, mit reicher weiterer Bedeutungsentwicklung.

D. mutzen »putzen« kann entstanden sein über »durch Abschneiden reinigen«, etwa Früchte, Bäume usw.; norw. mutt »ärgerlich« und Verwandtes scheint sowohl von »stumpf« aus, als

auch aus »maulen« erklärt werden zu können. Es sieht aus, als ob hier eine Bedeutungskreuzung vorläge, wie wir sie schon bei d. Fopperin »Bettlerin, die sich wahnsinnig stellt,« vermuteten. Ähnliche Vorgänge sind in unseren Wortfamilien zu häufig, als daß ich jeden Fall, wo eine Bedeutung sich auf verschiedenen Wegen ergeben haben kann, besonders hervorheben könnte. Da es mir hier bloß auf eine knappe und vorläufige Übersicht über das reiche Material ankommt, kennzeichne ich bei solchen Gelegenheiten nur den Weg, der mir momentan wahrscheinlich vorkommt, möchte jedoch ausdrücklich betonen, daß eine genaue Nachprüfung sehr wünschenswert und wohl auch ergiebig wäre.

In ein sehr interessantes Kapitel gehört d. Mutze »Art feinen Backwerks«, das ursprünglich nichts anderes ist als Mutze »vulva«. Die mannigfachen Beziehungen der Gebäckformen zu den Sexualorganen weist Höfler in seinen grundlegenden Arbeiten über die Gebildbrote nach.

Auch der oft behandelte Stamm *bud⟨d⟩-, *butt- gehört mit seinen verschiedenen Wurzelvarianten zu dem hier behandelten Komplex; eine auch nur annähernd vollständige Darstellung der fast unübersehbar reichen Bedeutungsentwicklung dieses Stammes würde freilich den Rahmen dieser Arbeit sprengen, weshalb ich nur die allerwichtigsten Verzweigungen andeute, die wieder den oben behandelten Worten ganz analog sind:

Schwäb. Butte, Butze »cunnus«; d. Butte »ein Gefäß«, isl. Budda »Tasche«, Butzel »Schwein«, schwed. dial. budd »Besen« ⟨aus »Büschel«⟩, d. Butzemann⟩ »Vermummter, Gespenst«. Auch diese letzte Bedeutung knüpft wohl an »Zotte« an, wie die im Berliner Museum für Volkskunde ausgestellte Maske eines »Butzemanns«, die aus zottigem Stoff gefertigt ist, zu lehren scheint.

Die häufige Bedeutung »Abfall vom Obst, schadhafte Stelle an Kartoffeln« usw. vergleicht sich Ausdrücken wie els. Wasserfüdle »schlechter, wasserharter Teil einer Kartoffel«. Von hier aus begreift sich auch Butzen »Pustel« ⟨vgl. auch bayr. Kotz »kleines Geschwür«⟩.

Auch die Bedeutung »Tannenzapfen« ⟨schwäb. Butzel⟩ ist uns bereits bekannt ⟨schwed. kotte⟩, ebenso wie die Entwicklung der Grundbedeutung zu »stumpf« ⟨schwz. butt⟩ und »putzen«, welches Wort ohne Zweifel hierhergehört, bereits in der Familie von Mutze belegt war.

Eng verwandt mit dieser Gruppe ist, wie schon angedeutet, eine zweite, die statt des auslautenden -dd-, -tt-, ein -s- aufweist und in verschiedenen Ablautstufen auftritt:

Schwz. busi, Bausi ⟨Id. IV, 1741⟩ »vulva; etwas Zottiges, Flockiges; Katze; nichtsnutzige Weibsperson«; Büsel »neugebackenes Brot« ⟨vgl. oben Mutze »eine Art Gebäck«⟩; bauselen

»in der Küche unnütze Arbeit verrichten«; bausen »stöbern, wühlen«; els. bausen »entwenden«; isl. busi »schlechtes Messer«.

Ganz ähnlich ordnen sich die Bedeutungen der Familien *buss- (hieher d. Possen), *busk- und *bûsk-, auf die ich nicht weiter eingehe.

Eine interessante Sippe ist diejenige, als deren germ. Grundform wir *fimf-, *fimb-, mit den entsprechenden andern Ablauten, anzusetzen haben. Ich bespreche diese Familie ausführlicher, da einige altbezeugte und bemerkenswerte Worte hieher gehören.

Bei Falk-Torp lesen wir: Fivel (norw. = eriophorum, leontodon), anord. fífill und fíva. Die Benennung zielt gewiß auf die daunigen Samenkörner dieser Pflanzen . . . Wahrscheinlich ist altnord. fífl »Einfaltspinsel« (eigentlich wohl »Unhold, Riese«) und ags. fífel »Ungetüm, Riese« verwandt; ebenso die als Verstärkungen angewendeten ags. fífel-, anord. fimbul-. Dazu lit. pamplys »Dickbauch«, lett. pampulis »ein Dicker«; vgl. lit. pampstù pampti »anschwellen« . . . Die Grundbedeutung von fivel ist somit »aufgedunsene Pflanze«.

Diese Etymologie ist nicht besser und nicht schlechter, als eine Unzahl anderer, die zum sogenannten »eisernen Bestand« unserer Wissenschaft gehören und von einem etymologischen Wörterbuch ins andere übernommen werden; die Laute der zusammengestellten Wörter stimmen einwandfrei, die Bedeutungen lassen sich zur Not vereinigen, — freilich, daß das zierliche Wollgras (»Eriophorum«) als »das Aufgedunsene« bezeichnet worden wäre, will mir nicht recht ein — und unter solchen Umständen lassen die allermeisten Philologen eine Etymologie passieren. Daß es ein schwerer methodischer Fehler ist, eine Grundbedeutung aus dem Litauischen heranzuziehen, ehe man versucht hat, die synonymen germanischen Worte auf die Möglichkeit der Verwandtschaft hin zu prüfen, darüber ist man sich in den seltensten Fällen klar.

Außer den von Falk-Torp erwähnten Bedeutungen kommen aber noch folgende in Betracht:

aisl. fífla (von Fritzner wohl fälschlich mit kurzem i geschrieben) »betasten«,

aisl. fífla »verfängliche oder verführerische Reden führen; ein unerlaubtes, unanständiges Verhältnis mit einer Frau einleiten und fortsetzen.«

norw. dial. fiva »sich putzen«.

norw. dial. fivla »sich paaren« (nach Aasen von Vögeln, aber nach Ross wohl auch von Menschen gebraucht.)

Da das Vorhandensein von grammatischen Wechselformen durch das Nebeneinander von fífel- und fimbul- als verstärkendes Präfix sichergestellt ist, sind wir ferner berechtigt und genötigt, folgende Worte heranzuziehen, deren Stammauslaut mb oder, durch sekundäre Assimilation, m(m) ist: altsäch. fimba, ahd. finba, mnd.

mnl. vimme »Getreidehaufen« ‹vgl. schwed. dial. fumbil »Garbe«›; und fimmeren, fimmelen »umhertappen«, norw. fimla, fimra, mit wiederholten, kurzen, unsicheren und tastenden Griffen greifen, betasten, fingern ‹vgl. engl. famble, Hand›; ndd. fimmeln »tasten, fingern«; »coïre«; Fimmel »Straßendirne«; diese aber sind untrennbar vom schwed. famla »tasten«, ndd. fammeln »tasten, meist obscön; unordentlich zusammengreifen; eine Handarbeit obenhin machen«, und den in der Bedeutung teilweise ganz identischen u-Formen schwed. norw. fumla, d. fummeln ‹dial. fumbln› engl. fumble. Das deutsche Wort hat nach Grimm u. a. die Bedeutungen: »durch reiben glätten, glänzend machen, putzen, reinigen; coïre; betasten; unordentlich zusammenraffen; eine Handarbeit obenhin verrichten; die Kleidung lose und nachlässig tragen; müßig bald dahin, bald dorthin gehen, müßig umherstreichen. Vgl. ferner d. dial. fummen »tüchtig schlagen«; schwz. fummlen »züchtigen, mißhandeln, betrügen«. Ein entsprechendes Substantiv Fummel bedeutet u. a. »vulva«; liederliche Weibsperson; ein auffallender Kopfputz der Frauen; Stolz; Aufgeblasenheit; eine Art Backwerk«.

Obwohl die Bedeutung »Aufgeblasenheit« zu Falk-Torps Auffassung zu stimmen scheint, zögere ich keinen Augenblick, als das Zentrum der Sippe die Worte für »coïre« und »vulva« zu erklären. Abgesehen davon, daß die erstere Bedeutung auf dem ganzen Gebiet wiederkehrt, ordnet sich dann alles nach dem uns bereits bekannten Schema: aus »coïre« ergibt sich »schlagen, mißhandeln, betrügen; sich ‹unsicher, hastig› hin und herbewegen, fingern, betasten; umherstreichen«; ferner wie bei butzen, mutzen, aber wohl auf anderem Wege, über »reiben«, die Bedeutung »putzen, reinigen«. Aus »vulva« hingegen ergibt sich »Dirne« und »Zotte, Büschel«; hier schließen sich die norweg. Pflanzennamen und schwed. fumbil »Garbe«, ahd. alts. fimba »Getreidehaufen« an ‹vgl. schwäb. focken »Getreidehäuflein«.

Daß die Bedeutung »Tor« ‹isl. fífl› aus »Riese« entsprungen sei, ist bei den volkstümlichen Vorstellungen von diesen Wesen nicht ausgeschlossen. Doch ist vermutlich an die Bedeutung »betrügen« anzuknüpfen, vgl. oben mengl. fobbe »Narr«. Ags. fífel »Ungetüm, Riese« ist vielleicht wie »Butzemann« zu beurteilen ‹vgl. schwäb. Butze »Unhold«, »Teufel«›. An »Riese« knüpft dann fífl-, fimbul- als verstärkendes Präfix an, man denke an deutsche Ausdrücke wie »Riesenglück, Riesenhitze«, deren erster Bestandteil gleichfalls zum Präfix herabgesunken ist.

Zu Fummel »auffallender Kopfputz«, kann man an das oben über Mütze gesagte erinnern; in der selben Gruppe hat Fummel »Art Backwerk« eine Analogie; die Bedeutung »Stolz, Aufgeblasenheit« hatten wir bereits in geheien, »großtun, prahlen«.

Eine weitere Sippe, deren Einheitlichkeit bisher nicht anerkannt wurde, weil das »Bedeutungssystem« der Verba für coïre nicht hinlänglich bekannt war, ist die von d. faseln.

Man pflegt hier mindestens drei unverwandte Gruppen anzunehmen, die durch faseln »fortpflanzen«, faseln »Unsinn reden« und schwed. fasa »Entsetzen« repräsentiert werden. In Wirklichkeit reicht eine einzige Grundbedeutung, »coïre«, vollkommen aus, um alle begrifflichen Verzweigungen zu erklären.

Diese Grundbedeutung ist nicht direkt bezeugt, hat aber deutliche Spuren hinterlassen im mhd. vasel »zur Fortpflanzung dienendes männliches Vieh, Zuchtvieh,« d. Faselhengst »Beschäler«, Von hier aus entwickelt sich eine Bedeutung, die wir schon bei focken antrafen: »sich vermehren, gedeihen, glücken«.

Nach der anderen Seite hin entsteht auf Wegen, denen wir schon bei der Besprechung von Fud nachgegangen sind, die Bedeutungsgruppe: »schlecht arbeiten« ‹schwz. fasli »schlechter Arbeiter«›; »Dummheiten treiben oder sagen« ‹d. faseln›; umherstreifen« ‹schwz. faseln›.

Die Bedeutung von ahd. faso, ags. fäs, nhd. Fase‹r›, »floccus, fimbria« haben wir gleichfalls schon so oft vorgefunden, daß es uns nicht mehr einfallen kann, sie von der voraussetzten Grundbedeutung »coïre« trennen zu wollen. Auch dem schwed. fasa »Entsetzen« ist, nach den bisher von uns gesammelten Erfahrungen, leicht beizukommen. Den Schlüssel zu seiner Erklärung gibt das von Noreen ‹Svenska Etymologier, S. 17› herangezogene schwed. dial. fasur »Butzemann, Riese«, dessen Bedeutungsentwicklung oben unter Butze besprochen wurde. Fasa ist, mit einem bei den masc. n-Stämmen häufigen Übergang, aus altschwed. fasi, m., entstanden, das offenbar ursprünglich »Unhold, Schreckbild«, erst sekundär »Entsetzen« bedeutet.

Da die Bedeutung »Unhold, Butzemann«, wie wir bereits gesehen haben, die Zwischenstufe »Vermummter« voraussetzt, ist es möglich, d. Fasching, mhd. vaschanc ‹aus vas gang› als »Gang der Vermummten« zu deuten, statt das erste Glied der Zusammensetzung aus faseln »Unsinn treiben« zu erklären, wi, dies Kluge tut; ganz analog wäre dann natürlich Fastnachte mhd. vasenaht zu verstehen.

Interessant ist schwz. ein fasel henna »ein Volk Hühner«, wodurch die oben vorgebrachte Deutung von d. Kette »Volk Rebhühner« gestützt wird.

Zu den Synonymen, deren ursprüngliche Verwandtschaft bisher nicht erkannt wurde, gehört ferner d. Ranzen »Sack«, ranzen »brünstig sein« und was drum und dran hängt. Falk und Torp stellen ersteres s. v. Ransel zu einem mhd. rans »Bauch«, das aber in Wirklichkeit nicht existiert. Eine von H. Schröder, Beiträge 29, 505 vorgeschlagene Verbindung mit Runzel dürfte erst in Betracht gezogen werden, nachdem das Verhältnis zu dem formell identischen Verbum ranzen aufgeklärt ist. Nach allem, was bisher gesagt wurde, kann die Art dieses Verhältnisses nicht

zweifelhaft sein: zwischen ranzen »brünstig sein, sich begatten« und Ranzen »Sack« liegt ohne Zweifel die nicht bezeugte Bedeutung »vulva«, vgl. das oben über Fuppe »Tasche« Gesagte. Auch hier haben wir das charakteristische Bedeutungssystem: d. Ranzen »Bauch« (vgl. oben unter Kutte), schwed. dial. (Rääf, Ydre härad, II.) Rännta »Eingeweide«, d. Ranze »Mutterschwein«, Ranzen »Buckel«, (vgl. schwed. kut), schwz. Ränz »Mißbildung an der Zwetschge« (vgl. oben Butzen); ranzen »schlagen«, schwz. Ranz »Ruck, Stoß«, schwz. ranzen »belästigen (mit Bitten); reizen, necken«, d. dial. ranzen »umherschwärmen, sich herumtreiben; wiegen, schaukeln; sich faul dehnen« (aus »schlecht arbeiten, trödeln«); ranzen »filzig handeln« (vgl. fudig »filzig«); ränzen »knurren« (vgl. die Sippe mutz-), ränzen »abschneiden«, ursprünglich wohl »absägen, mit stumpfem Werkzeug abschneiden« (vgl. oben isl. busi); westfl. ranten »sich aus dem Staube machen«.

Falls, wie Wadstein Beiträge 22, 252, sehr ansprechend annimmt, d. ranzen »brünstig sein« mit schwed. ranta »hin- und herrennen« (Übergangsbedeutung: »in der Brunst laufen«, von Tieren, vgl. d. läufig »brünstig«) ein Iterativum zu »rennen« darstellt, so liegt hier ein interessanter Fall vor, in dem ein Wort von sexuell neutraler Bedeutung, »rennen«, sobald es sekundär die Bedeutung coïre entwickelt, genau so gut zum Ausgangspunkt der uns bekannten Bedeutungsentfaltung werden kann, wie ein Wort mit ursprünglich sexueller Bedeutung. Ich hebe ausdrücklich hervor, daß Ähnliches bei den meisten der oben besprochenen Sippen der Fall sein kann. Allerdings hat, wie ich oben auseinanderzusetzen versuchte, jede Wurzel ursprünglich einen sexuellen Sinn oder wenigstens Nebensinn besessen. Verhältnismäßig früh aber konnte eine »Entsexualisierung« eintreten, sexuell neutrale Worte entstehen, die jedoch häufig sekundär wieder sexuelle Bedeutung annehmen konnten.

Es ist also durchaus nicht meine Meinung, jede Sippe, in der »sexuelle« Bedeutungen vorkommen, notwendig um diese als Zentrum gruppieren zu wollen. Wohl aber glaube ich, daß eine große Anzahl von Worten erst verständlich wird, wenn wir annehmen, daß sie irgendeinmal die sexuelle Bedeutungssphäre passiert haben.

Es ist vielleicht hier der Ort, einige bisher dunkle Worte zu besprechen, die von diesem Gesichtspunkt aus leicht zu durchschauen sind:

Über Tasche schreiben Falk und Torp: »Taske (Tasche) schw. taska, anord. taska »Beutel« = mnd. tasche (holl. tasch), ahd. tasca hat entweder nd. Form oder ist aus it. tasca entlehnt, das wieder aus dem Germ. stammt: vgl. bayr.

zäschen f. »Schleppe ‹eines Kleides›, unordentliches Frauenzimmer«, zaschen »ziehen, schleppen, langsam arbeiten, schlendern«, ‹span. port. tascar »zupfen, hecheln«› . . . Die Bedeutung »leichtsinniges Frauenzimmer« stammt aus dem D. und geht entweder von »schleppende, schlampige oder träge Person« oder von »Vulva« aus ‹beide Bedeutungen finden sich schon im mhd.›. In d. Dial. wird das Wort auch als verächtlicher Ausdruck für »Mund« gebraucht.«

Auch hier ist wieder alles richtig, insofern als die von Falk und Torp zusammengestellten Worte wirklich miteinander verwandt sind*, die Bedeutungsentwicklung aber kommt wieder schlecht weg, da die Verfasser die Stellung der Bedeutung »vulva« ganz im Dunkeln lassen, daß sie sie nicht als zentral anerkennen, geht aus ihrer Äußerung im Anhang ‹S. 1564› hervor, wo sie Edw. Schröders Deutung, der im Anzeiger für deutsches Altertum 23, 157, von der Bedeutung »vulva« ausgeht und an gr. τίκτω anknüpft, als unwahrscheinlich bezeichnen. Jeder aufmerksame Leser wird aber alle von Falk und Torp angeführten Bedeutungen als alte Bekannte erkennen und zugeben, daß erst der Begriff »Vulva« das Nebeneinander von Bedeutungen wie »langsam arbeiten« und »Tasche« erklärt, mag nun die weitere Anknüpfung Schröders richtig sein oder nicht.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Flasche, dessen Herleitung aus rom. Worten jetzt mit Recht aufgegeben zu sein scheint, während freilich sonst noch wenig Klarheit gewonnen ist. Falk und Torp knüpfen unter Berufung auf norw. dial. flaska »Milchkanne mit kurzen Dauben und breitem Boden« an die Wurzel von dän. »flach« an, Schröder, der a. a. O. nachweist, daß die ältesten Belege des Wortes die Bedeutung »geflochtener Flaschenüberzug, Korbflasche« haben, an den Stamm von d. flechten.

Auch hier müssen wir uns aber fragen: ist es unmöglich, die Bedeutung von d. Flasche mit der der Homonyma d. flaschen »von Statten gehen«, norw. isl. flaska, »sich spalten« zu vereinigen? Wenn wir die Grundbedeutung »vulva« annehmen, so haben wir sofort die Verbindung hergestellt. Daß Gefäße, speziell Körbe, mit Worten bezeichnet werden, die eigentlich »vulva« bedeuten, dafür hatten wir schon mehrere Beispiele ‹vgl. z. B. Kötze, »Korb«› anderseits aber gibt es viele Ausdrücke, die zugleich »vulva« und »Spalt« bezeichnen, z. B. mhd. schranze, d. Ritze.

Auch die Bedeutung »von Statten gehen, gelingen« ist uns schon mehrfach begegnet ‹et fockt, es faselt, berlin. et fummelt›, nun sind freilich diese wenigen Bedeutungen noch nicht

* Auch die rom. Worte für »zupfen, hecheln«, deren Bedeutungsentwicklung besonders in der Familie von fas- Parallelen hat, span.-port. tascar aus mhd. dëhsen »Flachs schwingen« zu erklären ‹vgl. Körting, 2831› ist lautlich unmöglich, da germ. Thëhs ein span. tej- ergeben hätte, vgl. germ. Thahs- «Dachs«, span. tejon.

genügend, um das Vorhandensein eines Flasche »vulva«, das ich momentan nicht nachweisen kann, halbwegs sicherzustellen, aber einige andere Bedeutungen von Flasche weisen gleichfalls auf eine solche Grundbedeutung hin, so daß ich kein Bedenken trage, hier zu einer Konstruktion zu greifen. Wir stoßen nämlich im Steirischen auf Flaschen »liederliches Weib«, ferner südd. Flaschen »Ohrfeige«, ostschwed. flaska »schlagen«, d. flaschen »Kröpfe« am Hals d. Schafe (aus »Sack« vgl. tir. Kauz »Fetthaut« am Hals), schwäb. Flasche »Schote, Hülse« (vgl. schwed. dial. kudde, »Schote«) endlich schwed. dial. flaska »Garbe« zum Dachdecken (vgl. schwed. fumbil »Garbe«), das in Hyltén-Cavallius. Wärend och Wirdarne II 210 angeführt wird.

Hiezu stimmt trefflich, daß Flasche, Meerflasche nach Sanders eine Schneckenart bezeichnet, deren lateinischer Name Bulla ficus ist. Wie Aigremont, Anthropophyteia VI. 35 ff. an einem reichlichen Material aufgezeigt hat, ist die Schnecke ein sehr verbreitetes Symbol für die weiblichen Genitalien, eine Beziehung, der z. B. auch die Porzellanschnecke (von lat. porca »vulva«) ihren Namen verdankt.

Übrigens kommt auch franz. bouteille in der Bedeutung »vulva« vor. Wir brauchen also keinen Anstoß daran zu nehmen, daß Flasche in dieser Bedeutung nicht belegt ist, um so weniger als es bei der großen Anzahl konkurrierender Ausdrücke leicht erklärlich wäre, wenn ein oder der andere Ausdruck für »vulva« verloren gegangen wäre. Endlich ist auch darauf Rücksicht zu nehmen, daß ein Wort obscöner Bedeutung immer eine gewisse Aussicht hat, sich der Aufmerksamkeit der Lexikographen zu entziehen.

Bekanntlich besitzt das Germanische zwei Worte fódr- (fóthr-), die in deutsch Futter »Nahrung« und Futter »Unterbezug an Kleidern« fortleben. Das letztere ist zu ältest als got. fodr »Schwertscheide« belegt (vgl. franz. fourreau) und hat, ehe es die moderne Bedeutung erlangte, den Weg über »innere oder äußere Bekleidung eines Gegenstandes« durchgemacht.

Nach Falk und Torp wären diese beiden Homonyma nur sehr entfernt mit einander verwandt. Sie sollen beide auf der indog. Wurzel *pa- beruhen, die »weiden lassen, füttern, beschützen« bedeutet haben soll, doch so, daß Futter I an die zweite, Futter II an die dritte der zitierten Bedeutungen anknüpfte. Danach würden sich die beiden Worte eigentlich erst im Vorindogermanischen, in einer Periode, wo die Wurzel *pa- ihre verschiedenen Bedeutungsnuancen noch nicht ausgebildet hatte, vereinigen.

In Wirklichkeit dürfte die Sache ganz anders liegen. Bekanntlich bedeutet nämlich föda (*fôdjan) in den nordischen Sprachen nicht bloß »ernähren«, sondern auch »gebären« (ganz ähnlich wie ala »gebären, aufziehen«); an die letztere Bedeutung wird sich ursprünglich ein *fôdr »vulva« angeschlossen haben. (Vgl. schwed. dial. födsla »vulva« Rääf Ydre Harad II 25).

Als ziemlich deutlicher Repräsentant dieser verlornen Bedeutung ist der reichlich und wie gesagt zuerst bezeugte Sinn »Scheide« zu betrachten, vgl. die Doppelbedeutung von lat. vagina, d. Scheide, engl. scabbard. Daraus dann »Hülse«, »Überzug« usw.

Auch d. Fuder »Wagenlast« läßt sich leicht hiemit vereinigen, wenn die Grundbedeutung wirklich, wie Falk und Torp, Wortschatz 223, annehmen, »⟨Wagen⟩korb« war. ⟨Vgl. oben über Kötze »Korb«⟩.

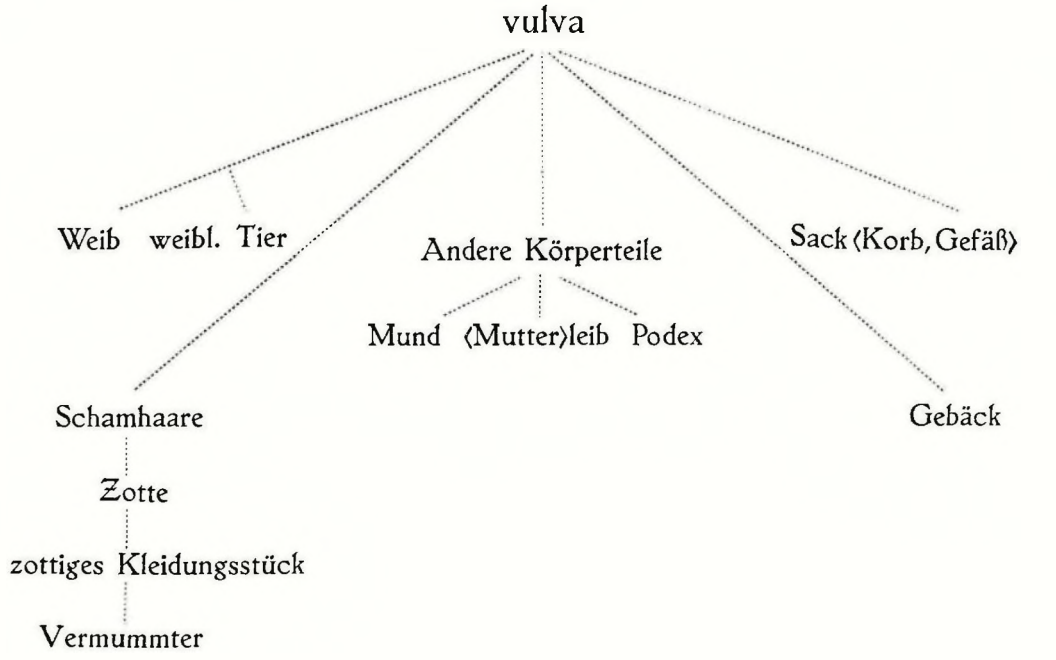
Ein Wort, dessen sexueller Ursprung mir sicher zu sein scheint, ist d. Muff. Hier gehen Falk und Torp von einer »onomatopoetischen« Wurzel mu aus, die »mit geschlossenem oder halboffenem Munde einen Laut von sich geben, murmeln, ⟨vgl. holl. moffeln⟩, bedeutet haben soll; hieraus habe sich über »den Mund verhüllen« die Bedeutung »verhüllen« entwickelt, und dann, unter Einmischung eines unverwandten Wortes ⟨mhd. mouwe, »Ärmel«⟩ die jetzige Bedeutung von d. Muff. Es ist aber wohl zu beachten, daß engl. muff »vulva« durch seine Übereinstimmung mit span. mofo, »vulva«, das wegen seines f als Lehnwort betrachtet werden muß, als alt erwiesen wird, vgl. auch d. Gmüffach »pudenda utriusque sexus« ⟨Höfler, Krankheitsnamenbuch 423 b⟩. Die Bedeutung »⟨Faust⟩handschuh« ⟨franz. moufle⟩ vergleicht sich dann dem engl. fumble »Handschuh«, schwed. mudd, »Pulswärmer« ⟨Rääf⟩ während wir zugleich die Möglichkeit gewinnen, die Bedeutung »stinken« ⟨d. muffig, usw.⟩ und die von span. mofar »verhöhnen« anzuknüpfen. Zu holl. moffelen »undeutlich sprechen» vgl. das über die Familie von *mudd-, *mutt- Gesagte.

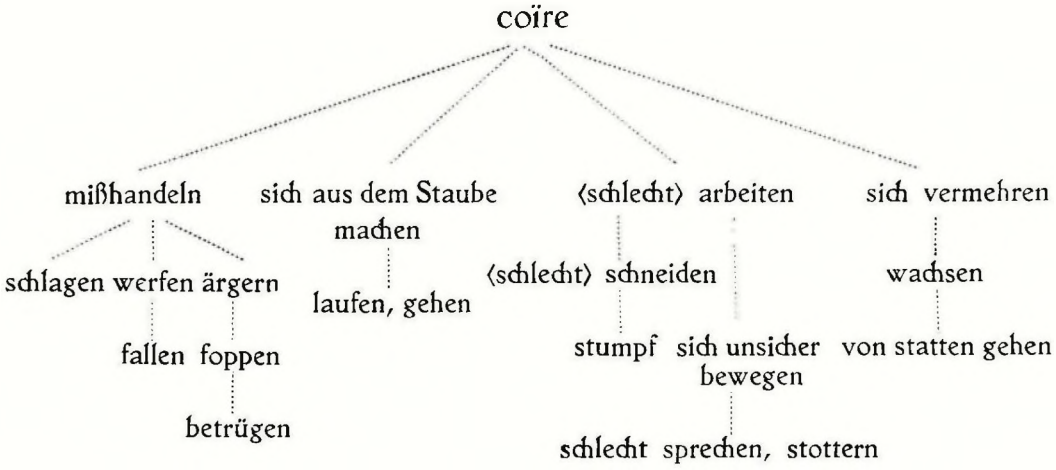
Ich breche hier die Aufzählung von Wörtern mit ursprünglich sexueller Bedeutung ab, ohne auch nur einen größeren Teil des tatsächlich in Betracht kommenden Materials erschöpft zu haben. Was ich hier zu beweisen habe, ist ja nur die große Fähigkeit der Worte für »coïre«, neue Bedeutungen zu entwickeln, und dieses Ziel dürfte durch die bisherigen Aufzählungen bereits erreicht sein. Als wichtiges Nebenresultat glaube ich bezeichnen zu können:

Die reiche Bedeutungsentfaltung der Worte für coïre ⟨respektive vulva*⟩ vollzieht sich im Germanischen**⟩ in der Hauptsache in stereotypen Formen; um derartige Worte pflegt sich ein Bedeutungssystem zu gruppieren, dessen Hauptzüge sich graphisch folgendermaßen darstellen lassen:

* Die Worte für »penis« weisen, soviel ich sehe, eine bedeutend geringere Entwicklungsfähigkeit auf.

** Wie schon bemerkt, müssen, die Richtigkeit meiner Ansicht über die Entstehung der Sprache vorausgesetzt, die entsprechenden Worte anderer Sprachgruppen gleichfalls bedeutungsgeschichtlich produktiv sein. Doch läßt sich nicht von vornherein sagen, ob die Entwicklung anderswo dieselben Wege geht wie im Germanischen. Auf weitgehende Analogien wird man jedenfalls gefaßt sein dürfen.





Weist ein Stamm dieses Bedeutungssystem ganz oder zu einem beträchtlichen Teil auf, so sind sexuelle Bedeutungen als Ausgangspunkte oder wenigstens als wichtige Knotenpunkte zu betrachten.

Die Anzahl der Worte, die nachweislich einmal die sexuelle Sphäre passiert haben, ist so groß, daß der Etymologe diesen Punkt beständig im Auge behalten muß, und zwar umso fester, je ältere Sprachperioden er zu erforschen sucht.

Indessen könnte man einwenden: wenn auch die Entwicklung der deutschen Verba für »coïre« zeigt, daß eine Reihe von anderen

Bedeutungen, wie »schlagen, fallen, laufen« aus ihnen hervorgehen kann, so gibt es doch eine große Anzahl von Wurzeln, deren Bedeutungen wir bei den obigen Auseinandersetzungen nicht angetroffen haben. Und gerade der Umstand, daß sich die Verba coëundi in historischer Zeit nach einem ganz bestimmten Schema entwickeln, spricht scheinbar dagegen, daß sie früher auch andere Bedeutungen ausgebildet hätten.

Um diesen Einwand zu widerlegen, müssen wir uns vor Augen halten, daß die Beziehungen zwischen der Sexualität und den primitiven Arbeiten in älterer Zeit außerordentlich viel wichtiger waren, als in den historischen Perioden. Freilich bestehen noch heute gewisse Zusammenhänge zwischen dem Pflügen und dem Zeugungsakt, aber sie sind nur mehr kümmerliche Reste eines Vorstellungskomplexes, der vor Jahrtausenden die Bedeutung einer Religion hatte. Mörser und Mörserkeule werden gewiß auch heute noch mit Penis und Vulva verglichen, aber wie sehr hat unsere moderne Maschinenkultur die Bedeutung dieser Werkzeuge herabgedrückt, die seinerzeit bei der Zerkleinerung des Getreides eine so wichtige Rolle spielten! So ließen sich noch zahlreiche Fälle aufzeigen, in denen die sexuellen Beziehungen wichtiger Gegenstände und Vorgänge im Laufe der Kulturentwicklung stark reduziert wurden. Daher sind wir berechtigt, diesen Beziehungen auch im Leben der Sprache eine um so größere Rolle zuzutrauen, je weiter wir in vorhistorische Zeiten zurückgehen.

Wenn wir schon bei der Besprechung der germanischen Etymologien eine gewisse Tendenz fanden, die sexuellen Bedeutungen entweder zu übersehen oder als nebensächlich zu betrachten, so tritt uns dieses Bestreben in der Indogermanistik in womöglich noch verstärktem Maße entgegen. Der Effekt ist natürlich hier wie dort der gleiche: ursprünglich identische Wurzeln werden auseinandergerissen oder durch Annahme weitläufiger, meist recht unwahrscheinlicher Bedeutungsübergänge vereinigt. Da ich auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung leider Laie bin, will ich nur einen mir sicher scheinenden Fäll ausführlicher besprechen.

Die Wurzel *bheu- soll nach allgemeiner älterer Annahme »sein« bedeuten (vgl. skr. bhavati »sein«, lat. fui »war«), aus dieser Grundbedeutung wollen noch Falk und Torp s. v. bo Bedeutungen, wie »wachsen, zeugen, ackern, wohnen«, ableiten.

* Daß die Etymologen leicht geneigt sind, die sexuellen Bedeutungen eines Stammes für sekundär zu halten, hat wohl seinen Grund darin, daß sie die meisten Worte schon längst in ihren neutralen Bedeutungen kannten, ehe sie die sexuellen kennen lernten. Wer z. B von Kindheit an das Wort »Tasche« in seiner gewöhnlichen Bedeutung gebraucht hat, und nun gelegentlich einmal als Erwachsener erfährt, daß es auch »Vulva« bedeute, der wird sich leicht zu dem Fehlschluß verleiten lassen, daß die Bedeutung, die für ihn persönlich die ältere ist, auch historisch die ursprünglichere sei. Daß aber ein solcher Schluß wirklich ein Fehlschluß ist, liegt wohl auf der Hand.

Daß dies nicht geht, hat Wood* eingesehen, der als Grundbedeutung »rise, swell, grow, thrive, become big« ansetzt; aber auch bei ihm verläuft die Entwicklung auf sehr abstrakten Wegen: aus »erheben«, welche Bedeutung übrigens, soviel ich sehe, nirgends vorliegt, also reine Konstruktion ist, soll »zum sich Erheben bringen« »bauen«, »hervorbringen«, »zeugen«, »produzieren« entstehen.

An derartige Begriffswandlungen glaubt man höchstens, wenn sie durch ein sehr deutliches Material gestützt sind, was bei unserer Familie keineswegs der Fall ist.

Auch hier gilt der Satz: Die konkretere Bedeutung hat, sobald wir Zustände der Urzeit erschließen wollen, den Vorrang vor der abstrakteren. Bedeutet ein Wort »⟨Kinder⟩ zeugen« und »etwas Beliebiges hervorbringen«, so hat die erstere Bedeutung, und zwar in ihrer sinnlichsten Nuance, als die ursprünglichere zu gelten. Dann ordnet sich sofort alles auf das schönste.

Gehen wir von griechisch φύω »zeuge« aus, so liegen die Linien der Entwicklung zum Teil noch innerhalb des Griechischen klar vor uns: von Familien ausgesagt, bedeutet φύω »eine reichliche Nachkommenschaft erzeugen, wachsen, gedeihen«. Ὥς ἀνδρῶν γενεή ἣ μὲν φύει ἣδ' ἀπολήγει ⟨Ilias VI, 149⟩ könnte ins Deutsche übertragen werden: »so ‚faselt' das eine Geschlecht, das andere erlischt«. Bei dem schon wiederholt berührten Parallelismus zwischen menschlicher und pflanzlicher Entwicklung werden diese Ausdrücke dann natürlich auch auf die Vegetation übertragen. Erst aus »wachsen« ergibt sich dann der Sinn »werden«, hieraus, wie Wood a. a. O. gezeigt hat, »sein«.

Die germanischen Worte knüpfen wieder direkt an »coïre« an, und zwar sowohl ahd. bouuen, beuuen »drücken, terere, conficere« ⟨Beitr. IX, 516; zur Bedeutung vergleiche fummeln »reiben«⟩, als auch d. bauen »den Acker bestellen«; wie schon oft erwähnt, ist ja das Ackern eine geschlechtliche Befruchtung. Aus »ackern« ergibt sich dann »wohnen«, ⟨schwed. bo⟩ hieraus erst »eine Wohnung herstellen« »⟨ein Haus⟩ bauen«.

Soviel ich sehe, liegt kein Grund vor, lat. fovea »Höhle«, dessen Anlaut zu dem gewöhnlich verglichenen gr. γεύή ⟨*gheueia⟩ ja doch nicht stimmt, von der Wurzel *bheu zu trennen. Die Übergangsbedeutung wäre natürlich »vulva«; vgl. genitales feminae foveae »Mutterleib«. Auch lat. fovere »wärmen, hegen« wird hier anzuknüpfen sein; es scheint darauf hinzudeuten, daß fovea »Grube« einst auch die Bedeutung »Herdgrube« besaß. Ist dies der Fall, so darf natürlich favillae »glühende Asche« nicht davon getrennt werden.

Es hätte keinen Sinn, wollte ich in der Aufzählung der idg. Wurzeln, deren ursprünglich sexueller Sinn mir noch nachweisbar erscheint, fortfahren. Alles, was ich vorbringen könnte, müßte ja

* »Modern Language Notes«, 19, 4 ff.

doch von Kundigeren nachgeprüft werden. Ich will nur nochmals meiner Überzeugung Ausdruck geben, daß eine Untersuchung des Materials aus diesem Gesichtspunkte sehr fruchtbar wäre.

Ist meine Hypothese über den Ursprung der Sprache richtig, so ergeben sich daraus wichtige Konsequenzen für die etymologische Bedeutungslehre. Zunächst was die Ansätze von Grundbedeutungen betrifft. Schlagen wir das Ficksche Wörterbuch der idg. Sprachen I z. B. auf der willkürlich gewählten Seite 519 auf, so finden wir folgende »Grundbedeutungen«: Mond, Monat; Tier; Sack, Schlauch; Ameise; rasch, bald; scharf, spitz; lividus; Halsband; allein. Nun ist man natürlich berechtigt, z. B. aus lat. mox und ind. maksú ein indogermanisches Wort von der Bedeutung »bald« zu erschließen, und mehr wollen ja die Ansätze Ficks wohl nicht besagen. Aber man muß sich darüber klar werden, daß die so erschlossenen Wortbedeutungen samt und sonders falsch sein müssen, wenn man sie nicht dem Indogermanischen auf einem verhältnismäßig hohen Entwicklungsstadium zuschreibt, sondern in ihnen ursprüngliche Bedeutungen von Wurzeln sieht. Die Wortschöpfung setzt ja eine seelische Erregung des schaffenden Individuums voraus, sie ist eine Sprache des Affekts, genau wie die ersten Sprachäußerungen des Kindes*, und darum kann eine Wurzel im Augenblick ihrer Entstehung nur einen Begriff bezeichnet haben, der geeignet war, einen solchen Affekt hervorzubringen. Der Anblick eines so neutralen Gegenstandes, wie z. B. eines Schlauches, kann unmöglich zur Bildung einer neuen Sprachwurzel geführt haben, noch weniger können natürlich Begriffe wie »spitz« oder gar wie »allein« die sprachschöpferische Tätigkeit angeregt haben.

Diese Erkenntnis ist für die etymologische Praxis beachtenswert; denn nur selten ist die Verteilung der Bedeutungen innerhalb einer Wortsippe so deutlich, daß wir durch die Tatsachen mit Bestimmtheit auf eine gewisse Grundbedeutung (d. h. älteste historisch und durch Vergleichung erreichbare Bedeutung, nicht Wurzelbedeutung!) hingewiesen werden.

Sippen, wie die von idg. *sed, deren Grundbedeutung »sitzen« klar zu tage liegt, sind selten. Wie oft kommt es nicht vor, daß z. B. die historischen Bedeutungen einer Sippe ebensowohl auf »schneiden«, als auf »spitz sein«, ebensowohl auf »drehen« als auf »bohren« zurückgeführt werden können! In diesen Fällen wird man natürlich diejenige Grundbedeutung vorziehen, die auch als Urbedeutung verständlich ist, also lieber »schneiden« und »bohren«, als »spitz sein« und »drehen« ansetzen. Mit anderen Worten, als Urbedeutungen kommen nur affektbetonte Begriffe in Betracht; wollte jemand den Ansatz einer Wurzel »spitz sein« wahrscheinlich machen, so müßte er zeigen, daß dieser Begriff geeignet gewesen sei, den

* Meringer, »Aus dem Leben der Sprache«, S. 218 f.

sprachbildenden Urmenschen in die Aufregung zu versetzen, die allein die Schöpfung einer neuen Wurzel ermöglicht. Ob der Grund einer solchen Erregung unter allen Umständen sexuell gewesen sein muß, das mag vorläufig dahingestellt bleiben. Daß aber gerade die sexuelle Emotion als sprachschaffende Kraft besonders verwertbar war, hoffe ich gezeigt zu haben.

Für noch wichtiger halte ich aber eine zweite Konsequenz. Wie wir gesehen haben, war es möglich, eine ganze Reihe von Worten für coïre aufzuzählen, deren Bedeutung sich in stereotyper Weise verzweigt und entwickelt hat. Diese Tatsache berechtigt, wie ich glaube, zu der Annahme, daß der Bedeutungswandel von Anfang an ganz bestimmte Linien verfolgt habe, die es nun aufzudecken gilt. Es wäre nun eine wichtige Aufgabe der Sprachwissenschaft, nachzuweisen, auf welchem Wege Worte mit offenbar sekundären Bedeutungen, d. h. solche, die weder »coïre« noch eine sexuell betonte Tätigkeit bezeichnen, sich entwickelt haben. Wir brauchen also neue Untersuchungen, in welchen alle erreichbaren Worte von einer bestimmten Bedeutung auf ihre Bedeutungsentwicklung hin geprüft werden. Einiges Derartige besitzen wir ja schon, aber es scheint mir, als ob die Voraussetzungen für das Gelingen eines solchen Unternehmens jetzt, wo ein fester Ausgangspunkt gegeben ist, beträchtlich größer geworden wären. Natürlich wird es sich empfehlen, nicht mit gänzlich abstrakten Begriffen anzufangen, wie dies etwa Brugmann getan hat, sondern zunächst konkretere Bedeutungen zu untersuchen, wie z. B. die Namen der nicht der Sexualzone angehörigen Körperteile, oder höchstens die Bezeichnungen für »schlafen, wachen« u. ä.

So kann es uns vielleicht gelingen, die oft postulierte aber bis jetzt noch recht geheimnisvolle »Gesetzmäßigkeit des Bedeutungswandels« klarer zu erfassen. Nur vergesse man bei derartigen Arbeiten das einzige bisher sichere dieser Gesetze nicht, daß sich nämlich die Bedeutungen der Worte mit den Sachen verändern. Eine Untersuchung, die ohne hinlängliche Kenntnis der primitiven Arbeitsmethoden und ihrer Entwicklung durchgeführt würde, müßte mit mathematischer Sicherheit zu schiefen und unzureichenden Ergebnissen führen, ebenso natürlich jeder Versuch, der ohne Vertrautheit mit der Religion und dem Aberglauben der primitiven Menschheit unternommen würde.

Ideale Resultate sind ja freilich vorläufig überhaupt nicht zu erwarten, eben weil die Erforschung des primitivsten Kulturbesitzes und Geisteslebens noch in den Kinderschuhen steckt. Gerade an dem Gebiet der allerältesten Kulturgeschichte pflegen ja auch sonst sehr einsichtsvolle Forscher ziemlich achtlos vorüberzugehen. Gelingt es aber einmal der Sprachwissenschaft, die kolossale Bedeutung gerade dieser Uranfänge in das richtige Licht zu stellen — und zu einem großen, aber noch viel zu kleinen Teil ist es

ihr bereits gelungen —, dann werden die Gegendienste von seiten der Kulturhistoriker nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Ich fasse also den Inhalt des Gesagten kurz zusammen: Als älteste Sprachäußerung ist der Lockruf zu betrachten. Die Entstehung der Wurzeln, mit denen verschiedene Tätigkeiten bezeichnet werden, ist durch die sexuelle Betontheit verschiedener Arbeitsmethoden zu erklären. Die Annahme einer Wurzelperiode ist unumgänglich nötig. Die Wurzeln hatten in erster Linie verbalen Charakter. Der Übergang von der Wurzelperiode zur Periode der flektierenden Sprachen wird durch Beschleunigung des Sprechtempos ermöglicht. Die Annahme, daß alle Sprachwurzeln anfänglich Beziehungen zu sexuellen Begriffen hatten, wird dadurch erleichtert, daß sich die große bedeutungsgeschichtliche Rolle dieser Begriffe sprachhistorisch nachweisen läßt. Wortstämme mit sexueller Bedeutung zeigen im Germanischen die Tendenz, ein oft wiederkehrendes »Bedeutungssystem« zu entwickeln. Als Urbedeutungen von Sprachwurzeln können nur affektbetonte Begriffe gelten.

Wer neue Theorien aufstellt, pflegt nur allzuleicht die Tragweite derselben zu überschätzen, indem er konkurrierende Erklärungsmöglichkeiten übersieht. Um diesen Fehler nach Möglichkeit zu vermeiden, muß ich nun zum Schluß die Frage aufwerfen: sind wir wirklich genötigt, die Entstehung aller Sprachwurzeln so zu erklären, wie dies oben geschehen ist — also erst Lockruf, dann lockrufartige Begleiterscheinungen der Arbeit? Nach reiflichem Nachdenken über diese Frage glaube ich folgendes sagen zu können: Der Schluß, daß der Lockruf die erste Sprachäußerung gewesen sei, scheint mir zwingend; die Anknüpfung der Weiterentwicklung der menschlichen Sprache an die sexuell betonten Arbeitsmethoden wird dadurch wahrscheinlich, daß sie meines Erachtens die historischen Zustände besser erklärt, als die älteren Hypothesen. Daß jedoch in der menschlichen Sprache auch Elemente enthalten sein können, die auf anderen Wegen aus dem Lockruf hervorgegangen sind, diese Möglichkeit beweisen ja z. B. die Warnungsrufe mancher Tiere, auf die natürlich die Werkzeugstheorie nicht angewandt werden kann. Und schließlich könnten uns vielleicht eingehende Untersuchungen über das Wesen der Lautnachahmung ⟨Onomatopöie⟩ zu Modifikationen der hier aufgestellten Ansichten zwingen.

Es sind also gewiß Umstände denkbar, die das Geltungsgebiet meiner Hypothesen einschränken könnten. Vorläufig aber spricht nichts dafür, daß wir diesen Möglichkeiten Wahrscheinlichkeitswert zuzuerkennen hätten, und so lange dies nicht der Fall ist, darf ich mir wohl mit der Hoffnung schmeicheln, daß der in der vorliegenden Arbeit eingeschlagene Weg der richtige ist.